



EX-LIBRIS



RUBENS BORBA
ALVES DE MORAES

RSC

W.

B

28

a



Die Gefangennahme des Fäasers durch die Beduinen.

Reisen
in
Brasilien und Algier,

oder

Lebensschicksale

Wendelin Schloßers,

zuletzt gewesenen

Bombaschia des Achmed Bey von Constantine.

Und da hing ich, und war mir's mir Glauben bewußt,
Von der menschlichen Hilfe so weit,
Unter Farben die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede,
Bei den Ungeheuern der traurigen Bede.
Schiller.

Mit sechs Abbildungen.

Zweite Auflage.

Erfurt, beim Verfasser.

1840.

Cassel,

Druck und Papier der Estienneschen Buchdruckerei.

V o r w o r t.

Der geneigte Leser erinnert sich vielleicht, in den Zeitungsberichten über die Einnahme von Constantine den Namen eines Erfurters gelesen zu haben, welchen die Franzosen in Gesellschaft eines andern Deutschen, Namens Send aus Dresden, daselbst vorfanden. Wiewohl sich nun an einer nur Wenigen bekannten Persönlichkeit kein besonderes Interesse voraussetzen, und das Schicksal, durch welches dieselbe an die Grenzen der Civilisation verschlagen wurde, sich wohl im Allgemeinen leicht errathen läßt, so liegt es doch nahe, von Jemand, der geraume Zeit wie ein Eingeborner unter jenen Völkern verkehrte, eine treuere und an-

schaulichere Darstellung ihres Charakters, ihrer Sitten und Gebräuche zu erwarten, als die sind, welche dem lesenden Publikum auf dem Wege der Zeitungs-Literatur jetzt so häufig zugehen. Denn gesetzt, daß die französischen Blätter mit der Wahrheit nie in Widerspruch geriethen — wovon der Verfasser in Bezug auf sich selbst auf seiner Rückreise mehrmals das Gegentheil erfuhr — so ist es doch anzunehmen, daß ein ungebildetes Volk vor seinen Besiegern, wie Kinder, wenn sie sich bei ihren Spielen von Erwachsenen beobachtet sehen, sich nicht so geben werde, als in frühern unbefangenen Zuständen, da es gleichsam noch unter sich war. Dem Verfasser ward der traurige Vorzug zu Theil, in dieser Zeit das Treiben jener Barbaren zu belauschen, und die Wirkungen ihres Charakters größtentheils an sich selber zu erfahren. Aus Afrika zurückgekehrt, findet er sich daher veranlaßt, seine Landsleute mit den von ihm gemachten Beobachtungen, und, weil einmal das Eine vom Andern sich nicht trennen läßt, mit seinen eigenen persönlichen Schicksalen zu unterhalten; und da er schon früher auch eine amerikanische Reise unternommen, welche

billig ihn von jedem ähnlichen Versuche hätte abschrecken sollen, so schickt er dieselbe hier der afrikanischen voraus, in der Hoffnung, daß sie vielleicht bei einem Andern die Wirkung haben möge, welche sie leider an ihm selbst verfehlte.

Wissenschaftliche Notizen, Beschreibungen alter Ruinen, Entzifferungen römischer Inschriften u. dgl. m. wird man, da der Verfasser kein Gelehrter ist, in diesem Buche vergebens suchen; und er gesteht gern, daß ein Anderer an seiner Stelle mit gelehrten Augen Manches, das ihm unbedeutend schien, seiner Aufmerksamkeit für werth befunden, und dessen Erklärung er selbst seiner Neugierde versagen mußte, begriffen und der gelehrten Welt mitgetheilt haben würde. Besonders hat er es bedauert, daß er von den Sprachidiomen der jenseitigen Völker keine genauere Einsicht nehmen konnte, indem ihm selbst hierzu die allgemeinen grammatischen Studien, und den Barbaren das gehörige Bewußtsein über ihre Sprache abging, um ihm hierbei auch nur einigermaßen zu Hülfe zu kommen. Was übrigens die Schreibart der fremden

Wörter betrifft, so hat er überall, wo er dieselbe nicht kannte, die eigene Aussprache des Volkes wiederzugeben gesucht.

Wie viele Mängel aber auch in seinem Buche sich finden mögen, so hält ihn doch eine Hoffnung aufrecht: daß nämlich die sonst eben nicht leutselige Kritik mit ihm Nachsicht haben, und einem Manne, der den Kopfabschneidern kaum mit Angst und Noth entronnen ist, das Vergnügen, im Kreise der Seligen und unter Menschen zu sein, nicht sogleich wieder verkümmern werde.

Der Verf.

Inhalt.

Erstes Kapitel.	Seite	1.
Ueberfahrt. — Rio de Janeiro und seine Umgebung. — Behandlung der Sklaven.		
Zweites Kapitel.	Seite	12.
Reise nach Minas Geraes. — Erkrankung. — Die Schweizer-Kolonie Neufreiburg.		
Drittes Kapitel.	Seite	21.
Der Pastor S. . . . — Ein Paar Worte über den Text: Bleibe im Lande und nähre dich reblich.		
Viertes Kapitel.	Seite	26.
Abreise von der Kolonie. — Abenteuer in den Urwäldern. — Unterkommen in Rio. — Rückfahrt auf der Isabelle.		
Erstes Kapitel.	Seite	37.
Die Stadt Algier. — Maison Carrée. — Ueberfall und Gefangennahme durch die Beduinen.		
Zweites Kapitel.	Seite	44.
Sklavendienste. — Ben-Samum, der erste Häuptling, und Sidi-Ali Ben-Kiffa, der erste Heilige der Kabailen.		
Drittes Kapitel.	Seite	56.
Reise nach Constantine. — Die Moro. — Schatzgräberei. — Grausamkeit eines Kutugli.		
Viertes Kapitel.	Seite	61.
Empfang in Constantine. — Der Paschamba. — Ali Ben-Kiffa. — Guckkasten-Szene. — Prognostikon. — Achmed el-Hadschi. — Verhör und Urtheil.		
Fünftes Kapitel.	Seite	68.
Wagnadigung. — 12,000 Todtenschädel — Huldigungsscene. — Bösliche Erkrankung. — Leidensgefährten. — Folgen einer Desertion.		

Sechstes Kapitel.	Seite	78.
Befreiung von den Ketten und Ernennung zum Kanonier. — Probe arabischer Bombardirkunst. — Daniel in der Löwengrube. — Ein türkischer Kobasch Pascha zum Besuch bei Achmed Bey.		
Siebentes Kapitel.	Seite	90.
Türkische Prahlerei. — Feldzug gegen Medeah und Bona. — Neue Beispiele von Grausamkeit. — Achmed Pascha und Achmed Pomserak Bey von Constantine. — Anton Gebhardt aus Mainz. — Die glühenden Kohlen, ein Märchen.		
Achtes Kapitel.	Seite	104.
Vergebliche Belagerung von Constantine durch die Franzosen im November 1836.		
Neuntes Kapitel.	Seite	113.
Die Stadt wird stärker befestigt. — Zweite Belagerung und Einnahme von Constantine durch die Franzosen im Jahr 1837. — Verzweifelte Lage des Verfassers. — Die Favoritinnen des Bey. — Capitulation im Löwenzwinger. — Verhör zu Constantine. — Letztes Verhör zu Marseille.		
Zehntes Kapitel.	Seite	122.
Nachrichten über die Leidensgefährten des Verfassers.		
Elftes Kapitel.	Seite	129.
Beschreibung der Stadt Constantine und ihrer Umgebung.		
Zwölftes Kapitel.	Seite	135.
Die Constantinier unter der Zwingherrschaft des Achmed Bey. — Rechtspflege. — Die Wunderwörter. — Feste. — Heirathen. — Handel und Münzen.		
Dreizehntes Kapitel.	Seite	151.
Lebensweise und häusliche Einrichtung der Araber.		
Vierzehntes Kapitel.	Seite	160.
Lebensart und Beschäftigungen der Kabailen.		
Fünfzehntes Kapitel.	Seite	169.
Lebensart und Beschäftigungen der Mauren.		

Brasilien.

1827 — 1829.

1390 Schlosser, W. Reisen in Brasilien u. Algier W. Schl's, zuletzt gewesenem Oberkanonier u. Löwenwärters d. Achmed Bey v. Constantine. Schleusingern 1842. Mit 6 Abb. VIII, 176 S. Hldr. d. Zt. St. a. T.
Hörba de Moraes II, 242. Über Rio und Nova Friburgo.
Darsufahrten in d. Weißen Korbillere.
24.—

Erstes Kapitel.

Ueberfahrt. — Rio de Janeiro und seine Umgebung. — Behandlung der Skaven.

Ueber meine Jugendjahre wird es hinreichen zu bemerken, daß ich zu Erfurt aus einer zahlreichen und unbemittelten Familie gebürtig, dem Studium, meiner anfänglichen Bestimmung, bald entsagen und das Fach eines Bergmanns ergreifen mußte. Nach überstandenen Lehrjahren arbeitete ich zuletzt auf einem Kobalt-Bergwerke bei Kieselndorf in Kurhessen und reiste von dort in einem Alter von 21 Jahren im September 1827 nach Klautthal im Harz, um ein besseres Unterkommen zu suchen. Ich fand dieses nicht, machte aber daselbst die Bekanntschaft mehrerer Bergleute, von denen ich erfuhr, daß ein gewisser Duval für ein englisches Haus, Namens Roundel Bridge Roundel, Bergleute nach Brasilien engagire. Mein Entschluß war sogleich gefaßt; ich meldete mich bei Herrn Duval, wurde unter günstigen Bedingungen angenommen,

und schon am 15ten November mit 15 andern meiner Gesellschaft zu Hamburg auf der Brigg Anna Sophia, Capitain Wess, eingeschifft.

Des contrairen Windes wegen ging unsere Fahrt die Elbe hinunter sehr langsam von Statten, so daß wir erst nach 12 Tagen in Rurhafen ankamen, wo wir günstigeren Wind erwartend, 3 Tage liegen blieben.

Am 4ten Morgen blies der Wind aus Südost, und wir verließen mit mehrern andern Schiffen, die nach Ost- und Westindien segelten, gemeinschaftlich die Elbe. Munter und wohlgemuth und nichts als goldene Berge träumend, fuhren wir in die Nordsee ein, wo uns der Lotse, nachdem er uns einige Meilen weit begleitet hatte, glückwünschend verließ, und unser Capitain, der übrigens die Reise nach Südamerika zum erstenmal machte, uns die erfreuliche Versicherung gab, daß wir mit solchem Winde binnen 3 Tagen den Engpaß von Calais erreichen würden. Um nicht des Nachts mit einander in Berührung zu kommen, trennten sich von jetzt an die einzelnen Schiffe auf immer größere Distanzen, und bald sahen wir uns auf der hohen See ganz allein. Am folgenden Morgen nach unserer Abfahrt von Rurhafen erblickten wir zu unserer Rechten die hohen Felsen der Insel Helgoland, doch in solcher Entfernung, daß wir weder Häuser noch sonstige Gegenstände darauf unterscheiden konnten. Beim heitersten Wetter passirten wir am dritten Morgen den Canal, und, der Seefahrt angewohnt, als ob ich schon lange Zeit den Anblick des Landes entbehrt hätte, begrüßte ich freudig die Städte Dovre und Calais, welche im hellsten Sonnenglanze rechts und links herübernickten.

Gegen Mittag zogen einige Wolken am Horizont herauf, welche plötzlich zu hohen Bergen anwuchsen.

und ringsum den Himmel verfinsterten. Eine dunkle unheilverkündende Röthe zeigte sich in Westen; in der Ferne grollte die See, immer schneller glitten die Wellen auf dem Meerespiegel hin; der Wind ward immer stärker und gegen Abend zum völligen Sturm. Wiewohl unsere Brigg sehr gut im Stande war und einen tüchtigen Stoß aushalten konnte, so war doch wegen der noch zu großen Nähe des Festlandes von einem Sturme Alles zu fürchten. Unser Kapitain, ein guter Seemann, ließ sogleich die Segel und Mastspitzen abnehmen, das Sturmsegel aufziehen und alle Schiffsluken verschließen. Wir begaben uns in unsere Kajüten hinab und nur die Matrosen blieben oben, ein jeder auf seinem Posten die Befehle des Kapitäins erwartend. Gegen 8 Uhr vernahmen wir aus Südwest ein furchtbares Getöse, und sofort fühlten wir uns zwischen gewaltigen Wasserbergen auf- und niedergeschleudert. Der Sturm hatte den höchsten Grad von Heftigkeit erreicht; fürchterlich brüllte das Meer, und immer wilder, immer ängstlicher schrien Kapitain und Matrosen durch einander. Es geschah ein Nothschuß. Aber wer wohl hätte vor diesem Alles über-täubenden Gebrause ihn hören können oder sein Leben für das unserige wagen wollen? Ich und meine Kameraden, die wir alle von der heftigsten Seerankheit befallen waren, sahen voll Verzweiflung dem Augenblick entgegen, wo das Schiff Scheitern und untergehen würde, und in dieser Angst durchwachten wir die ganze, uns eine Ewigkeit dünkende Nacht.

Endlich erschien der Tag und wir athmeten wieder froher, da das Schiff noch keinen Schaden genommen hatte, der Sturm sich etwas legte, und die Wolken sich in Regen auflösten. Lebensgefahr schien nicht mehr vorhanden; weil aber Wind und Wellen noch

immer von großer Gewalt waren, so wagte es der Kapitain noch nicht die Luken öffnen zu lassen, und wir mußten noch 5 Tage ohne frische Luft in den Kajüten verharren. Endlich aber heiterte sich der Himmel wieder ganz auf, erwärmende Sonnenstrahlen fielen auf das Verdeck, und nun krochen wir einer nach dem andern aus unserm Kerker hervor und „be-grüßten das rosige Licht.“

Die Seekrankheit abgerechnet, welche uns noch nicht verlassen wollte, hatten wir von nun an eine recht angenehme Reise. Die Luft ward milder; das Blau des Himmels immer tiefer; das Meer immer durchsichtiger; Alles verkündete uns, daß wir die gemäßigte Zone verlassend, den tropischen Regionen uns zuwandten. Wir segelten mit ziemlich gutem Winde bis zum 28sten December, an welchem Tage wir Teneriffa und den hohen Pik de Leyde in einer Ferne von 4 — 5 Stunden erblickten. Am 16ten Januar 1828 passirten wir die Linie, wo die senkrecht auf-fallenden Sonnenstrahlen eine solche Hitze verursachten, daß, um das Schmelzen des Theers in den Fugen des Schiffes zu verhindern, dasselbe mehrmals des Tages mit Wasser übergossen werden mußte. Wir blieben in diesen Gegenden wegen eingetretener Wind-stille 9 Tage lang liegen; endlich aber bekamen wir wieder guten Wind und erreichten am 2ten Februar wohl und munter die südamerikanische Küste. Jedoch brachten wir noch lange zu, ehe wir die Einfahrt zum Hafen von Rio de Janeiro fanden, weil, wie gesagt, der Kapitain des Weges noch unkundig war. Zum Glück begegnete uns ein Küstenfahrer mit Negern, die uns in der Ferne zwei kleine Eilande zeigten, hinter denen sich die Hafensbucht verbarg. Wir steuerten dar-auf zu, grüßten beim Einlaufen mit einem Kanonen-schusse, und sogleich ward dieser Gruß von einem der

Fort's erwidert. Wir hatten uns aber durch das Aufsuchen der Bucht verspätet, und sahen uns deshalb genöthigt, einstweilen in der Bucht selbst Anker zu werfen, und erst am folgenden Morgen segelten wir in den Hafen ein.

Keine Stadt in der Welt besitzt wohl einen so prachtvollen Hafen, als Rio. Zu unserer Rechten das Fort Santa Cruz, zur Linken San Juan, beide mit dem festen Lande verbunden; auf einer Klippe im Meere das Fort Santa Lozia und mitten im Hafen die kleine, ebenfalls befestigte Insel Ilheo das Cobras. Nahe am Hafen links zeigte sich die Stadt Rio de Janeiro (Genero) mit ihren unzählbaren Kirchen und Prachtgebäuden; rechts ein kleines, nettes Städtchen Rio grande, und hinter diesem ein altes Kloster Armoisson, welches zur einstweiligen Aufnahme der europäischen Auswanderer dient.

Nach einer dreitägigen Quarantaine verließen wir die Brigg und fuhren auf kleinen Schaluppen nach der Hauptstadt. — Rio de Janeiro liegt in einer, nordwestlich vom Hafen, südöstlich vom Corcovado, einem hohen Berge, eingeschlossene Ebene, und ist ziemlich gut gebaut, indem es größtentheils aus geraden, unter rechten Winkel sich kreuzenden Straßen besteht, welche zwar eng, aber sehr reinlich sind. Unter keinen Plätzen zeichnet sich seiner Größe wegen das Campo Santa Anna aus. Die Häuser sind fast alle von geschmackvoller Bauart, und der Wärme halber statt der Glasfenster mit grünen und rothen Jalousien versehen, welche das Eindringen der frischen Luft befördern. Eine besondere Zierde derselben sind die unzähligen Kaufläden, in denen die kostbarsten in- und ausländischen Galanterie- und Schnittwaaren zur Schau ausgestellt sind. Mich und meine Kameraden

zog vor Allem das Mineralienkabinet an, welches eine außerordentliche Menge der edelsten Steine und Metalle enthält, die in Brasilien selbst gegraben werden, und zwar die ersteren von ungewöhnlicher Größe. — Wo man sich nur hinbegibt, wird das Auge von neuen und seltenen Gegenständen gefesselt, so daß man sich lange Zeit in Rio aufhalten kann, ohne die geringste Langeweile zu empfinden. Morgens und Abends sind die Straßen von Geschäftsleuten und Müßiggängern erfüllt; und schon vor Sonnenaufgang und noch lange nach Sonnenuntergang promeniren die Einwohner schaarenweise auf den Spaziergängen außerhalb der Stadt, um die zu dieser Zeit wehende frische Luft zu genießen. Die ganze übrige Tageszeit von Morgens 10 bis Nachmittags 4 Uhr, wo es sehr schwül ist, sieht man Niemand anders als Sklaven auf den Straßen beschäftigt. Der Winter giebt sich nur durch häufige Regengüsse kund, durch welche, während im Sommer alle Gewächse verdorren und die Fluren ein ödes, todtes Aussehen haben, in wenigen Tagen die reichste und mannichfaltigste Flora hervor getrieben wird.

Zu den schönsten Parthien um Rio gehört die der Wasserleitung entlang (Carioca), durch welche alle Brunnen der Stadt ihre Nahrung erhalten. Sie führt bis zum Ursprung ihrer Quelle fast auf dem Gipfel des 2100 engl. Fuß hohen Corcovado, wo ein Telegraph die in weiter Ferne erscheinenden Schiffe anzeigt, und besteht aus einer doppelten Reihe gemauerten Arkaden, mit 2 Reihen Bogen übereinander, von denen die obere 42 Bogen hält. Ueber alle Beschreibung entzückend ist das Panorama, welches man von diesem Gipfel aus genießt: gegen südwest von einer majestätischen Gebirgskette eingeschlossen, ein liebliches mit tausend Plantagen und Villen besetztes Thal;

gegen Osten das atlantische Meer, auf dessen ins Unendliche sich verlaufenden Spiegel einzelne Schiffe wie Sterne am Himmel, empor tauchen; gegen Norden der Hafen mit seinen Festungen, unzähligen Flaggen und Masten; weiterhin geschmackvolle Gartenanlagen, hinter denen mehrere schöne Städtchen und Plantagen zwischen anmuthigen Gebirgen herüberschauen, und endlich die Hauptstadt selbst mit ihren Palästen und 200000 Bewohnern. — Eine andere sehr beliebte Parthie ist eine Fahrt im Hafen nach den so eben bezeichneten Städten Rio grande, Porto strela und Mange, welche größtentheils von Europäern bewohnt werden. Von hieraus werden oft Landparthien nach den benachbarten Plantagen der Schweizer und Brasilianer unternommen, wo man jederzeit einer sehr gastfreundlichen Aufnahme gewiß ist. Wem diese Fahrten zu weit sind, der findet auch sonst in der Nähe und im Innern Rio's selbst hinreichende Unterhaltung, z. B. in einem, vor einer Vorstadt gelegenen, mit herrlichen Alleen bepflanzten öffentlichen Garten, wo man die Aussicht nach dem Hafen hat, und in den Mittagsstunden ein kühler Seewind zur süßen Ruhe einladet. Den Durstigen bieten hier, wie auf allen Spaziergängen, junge Negerinnen erfrischende Süßfrüchte und einen Trunk kühlen Wassers aus steinernen Krügen gegen eine mäßige Belohnung. Von der Tanzlust und Vergnügungssucht der Einwohner zeugen die vielen Salons, Births- und Kaffeehäuser in Rio, wo mit Kaffee, Chokolade, Kokosnuß- und Mandelmilch aufgewartet wird. Diese werden jedoch nur von Freien besucht; die Sklaven haben ihre eigenen Gesellschaftshäuser, Cantine genannt. Hier kommen am Sonntag, ihrem einzigen freien Tage, alle aus einerlei Gegend stammenden männlichen und weiblichen Geschlechts, zusammen, und ergößen sich an den ausge-

lassensten Tänzen oder an Uebungen mit Speißen und Pfeilen. Dabei trinken sie den beliebten Caschä, ein sehr hitziges Getränk, welches aus einem hinter der Thür befindlichen Fasse in großen hölzernen Gefäßen geschöpft wird. Ein solches Gefäß, das ungefähr $\frac{1}{2}$ Quart hält, leeren selbst die Weiber mehrere Male hinter einander, ohne davon berauscht zu werden; ja einige füllen damit sogar eine hohle Kugel, die sich an ihren Pfeifen befindet, und versetzen sich absichtlich, indem sie den Rauch hindurchziehen, in einen rausch-ähnlichen Zustand.

Dieser Sklaven gibt es in Rio wegen des bedeutenden Handels, welcher mit Kaffee, Zucker, Baumwolle, Reis, Tabak, Branntwein, Rindviehhäuten, Jacandä-Holz getrieben wird, eine sehr große Anzahl, und man sieht sie hier auf den Köpfen die größten Waarenballen in die Pacht Häuser tragen. Viele werden auch vom Staate selbst zu dem Zwecke gehalten, um, da das süße Wasser sehr rar ist, dasselbe in großen hölzernen Gefäßen aus den Brunnen zu holen und in der Stadt zum Verkauf zu tragen. Dabei sind sie fortwährend heiter und lustiger Dinge. Gewöhnlich gesellen sie sich zu 30 — 40 zusammen; der älteste stimmt ein fröhliches Lied an, und die andern fallen mit ihren unmelodischen Stimmen darein.

Das Loos dieser Armen ist im Vergleich mit der Behandlung, welche den Sklaven in andern Ländern zu Theil wird, im Ganzen milde zu nennen; nicht als ob sie sich eines besondern Schutzes der Geseze erfreuten, sondern weil die Herren das öffentliche Urtheil scheuen, welches übertriebene Grausamkeit mit Schimpf und Verachtung ahndet. Hat der Sklave die seinem Herrn zustehenden Dienste geleistet, so steht es ihm

frei für sich selbst zu arbeiten und sich einen Sparpfennig zu verdienen, womit er endlich seinem Herrn die Summe, so er ihm gelostet, zurückerstatten und sich seine Freiheit erkaufen kann. Auch darf kein Herr seinen Sklaven zurückhalten, wenn er einen Andern findet, der ihn wegen Zurückbezahlung des Kaufgeldes in seine Dienste zu nehmen wünscht. Dagegen wird Ungehorsam und Widersetzlichkeit sehr streng bestraft; und sollte ein Sklav sich so weit vergessen, Hand an seinen Herrn zu legen, so wird er nach dem Gesetze auf einem öffentlichen Plage an einen Pfahl geschnallt, erhält 600 bis 800 Peitschenhiebe auf den bloßen Hintern, wird dann wieder losgebunden, auf die Erde gestreckt, und die zerfleischten Stellen mit Seewasser gewaschen, was dem Bestraften noch manchen Schmerzensschrei auspreßt. Wird einer, der seinem Herrn entlaufen ist, wieder eingefangen, so bekommt er 600 Stockbrügel und einen eisernen, mit 2 Hörnern versehenen Ring an den Hals, um seiner bei wiederholtem Versuch mittels Schlingen leichter wieder habhaft zu werden. Will ihn sein Herr dann nicht mehr behalten, so verkauft er ihn dem Staate, der ihn mit andern seines Gleichen mit einer Kette am Halse zusammenschmieden und die schwersten Arbeiten verrichten läßt. Auch die Sklavinnen werden für ähnliche Vergeh'n körperlichen Züchtigungen unterworfen, indem sie unter andern mit einem hölzernen durchlöcher'ten Instrumente, ungefähr wie ein platter Kochlöffel geformt, Schläge auf beide Hände erhalten, von denen einige hinreichen, um ihnen die schmerzhaftesten Blasen zu verursachen.

Zweites Kapitel.

Reise nach Minas Geraes. — Erkrankung. — Die Schweizerkolonie Neufreiburg.

Nach einem monatlichen Aufenthalte in Rio de Janeiro traten wir die Reise nach unserm Bergwerke in der Provinz Minas Geraes an. Diese Provinz scheint besondere Vorzüge vor allen übrigen zu haben; denn während ein Paß nach den letztern mit einem spanischen Thaler bezahlt wird, mußten wir deren 12 geben. Wir fuhren einige Stunden zu Wasser, stiegen bei Porto Strela am jenseitigen Hafenufer ans Land und nahmen von da unsern Weg immer zur Rechten eines hohen Gebirgs, welches sich von Rio nördlich wohl auf 100 Meilen ins Innere von Brasilien erstreckt. Die Gegend, durch die wir kamen, war ziemlich eben, aber meistens unbebaut und mit undurchdringlichen Urwäldern bewachsen. Fahrbare Straßen fanden wir keine, sondern nur schmale Fußsteige, auf denen kaum anders als mit Maulthieren fortzukommen ist. Auch würde ein Reisender, der gewohnt ist, alle Stunden Weges in einem Dorfe oder Städtchen einzukehren, hier nicht seine Rechnung finden, so arm an Bevölkerung ist dieses Land. Ist er aber so glücklich einmal eine Plantage zu treffen, so wird er auch um so freundlicher aufgenommen; denn Gastfreundschaft ist die vorzüglichste Tugend des Brasilianers, über welcher man gern sein hitziges und leicht zu erregendes Temperament vergißt. Er lebt hier unbesorgt auf seinem von Sklaven bewachtem Gute, trägt kein Verlangen nach dem Geräusche der Städte, und nur des Sonntags geht er mit seiner Familie nach der zunächst liegenden Kirche, um dem Gottesdienste beizu-

wohnen. Um so lieber aber sieht er die Menschen, wenn sie selbst zu ihm kommen. Von der Arbeit ist er eben kein Freund, und zum Zeichen, daß er auch nicht zu arbeiten braucht, läßt er sich den Nagel am Daumen der rechten Hand einen ganzen Zoll lang wachsen.

In einer Entfernung von beiläufig 35 Leguas oder 26 deutschen Meilen von Rio setzten wir auf einer Flöße über den Rio Paraíba, einen Fluß, der ungefähr die Breite der Mosel hat; noch 20 Meilen jenseits kamen wir endlich in San José, unserm Bestimmungsorte an. Dieses Städtchen liegt in der Nähe eines hohen Gebirgs und der Stadt San Joao del Rey, welche tausend Einwohner und eine bedeutende Goldwäsche besitzt; es ist gegen Norden von einer walddreichen Ebene und von den übrigen Seiten von kleinen Hügeln begrenzt, übrigens, da es keinen einträglichen Erwerbszweig hat, sehr unbedeutend und erst seit 1824 durch die englische Gesellschaft etwas bekannter geworden. Die Minen, an denen wir angestellt wurden, waren erst im Beginnen. Denn außer einem Schacht von 7 Fachter Tiefe und einem Stollen von 3 Fachter Länge, von denen der letztere $\frac{1}{8}$ der erstere $\frac{1}{2}$ Meile nördlich von San José liegt und am westlichen Abhänge des Gebirges anfängt, fanden wir keine Vorarbeiten weiter. In beiden hatte man bereits Spuren von Gold entdeckt; aber der Schacht mußte stehen gelassen werden, weil in der Tiefe sich Wasser eingestellt und man noch keinen Stollen zur Abziehung desselben hatte anlegen können. Zwar war der Versuch zu einem neuen Schachte gemacht, welcher mit dem alten nicht verbunden werden sollte; indessen, weil die Arbeit nicht von gelernten Bergleuten, sondern von Sklaven, die die Handelsgesellschaft angekauft hatte, betrieben wurde, so gerieth sie bald ins Stocken, und es war nun an

uns, dieselbe mit mehr Ernst und Geschick wieder aufzunehmen.

Wer nur in alten, vielfach ausgebeuteten Bergwerken zu arbeiten gewohnt ist, macht sich keinen Begriff von den wunderbaren Gefühlen, mit welchem wir in den ersten Monaten unser Geschäft betrieben. Hier in den Eingeweiden von Südamerika, wo man früher unmittelbar auf der Oberfläche die edelsten Metalle gefunden hatte, wähten wir in jedem Augenblicke auf reiche Gold- und Silberadern zu stoßen, und so oft wir auch des Abends getäuscht nach Hause gingen, immer kehrten wir des Morgens mit erneuter Hoffnung zurück. Allein selbst nach vier Monaten hatten wir fast noch gar nichts der Mühe werthes gewonnen, und unser Muth sank um ein Bedeutendes von seiner frühern Höhe herab. Da fing ich nachgerade an, über die Lage, in die ich mich unbesonnener Weise versetzt hatte, reifer nachzudenken und es zu bereuen, daß ich einem Phantom zu Liebe den sichern heimathlichen Grund und Boden verlassen und mich in einem fremden Lande von der Willkür eigennütziger Leute abhängig gemacht hatte. Was sollte aus mir werden, wenn irgend ein Unfall mich zur Arbeit untauglich machte; wenn ich vielleicht vom Klima erkrankte, dessen Wirkungen ich bereits in meinen Gliedern verspürte? Das Unglück wollte, daß das, was ich befürchtete, wirklich eintraf. Ich ward von einer Art Ruhr befallen und außer Stand gesetzt, meinen Dienst ferner zu versehen. Da, noch ehe die Krankheit ihren Gipfel erreichte, entschloß ich mich kurz, nahm meinen Abschied, der mir nicht verweigert wurde, und reiste auf demselben Wege, den wir gekommen, nach Porto Irelo zurück, um in der Schweizer-Kolonie, von der ich gehört hatte, Ruhe und Wartung zu suchen. Von Porto Irelo setzte ich auf einem Hafensahrer nach Mänge über, welches west-

lich vom Hafen, ungefähr 4 Meilen von der Hauptstadt liegt, 150 sehr hübsch gebaute Häuser, eine Menge sehr einträglicher Kaffee- und Zuckerplantagen besitzt und bedeutenden Fischfang treibt, womit es die Märkte von Rio versieht. Bei meiner Ankunft traf ich daselbst eine Karavane von 300 Maulthieren, welche mit Tonnen beladen unter Anführung eines Mulatten und 42 ihm untergebener Neger von Rio kamen und den andern Morgen nach Kanton Gallen weiterziehen sollten. Dieser Karavane schloß ich mich an und hatte die Genugthuung, in den beiden ersten Tagen unserer Reise eine Gegend zu durchwandern, welche an Fruchtbarkeit und Anmuth ihres Gleichen sucht. Da lag Thal an Thal, eines immer schöner als das andere, von Plantagen und den mannigfaltigsten Südfrüchten bekränzt. Welche Wonne! das Auge in ganze Wälder voll Zitronen und Drangen sich vertiefen zu lassen, zwischen denen hier und dort geschmackvolle Gebäude hervorschimmern; oder den balsamischen Geruch ganzer Aecker mit Ananas und Limonen einzuathmen! welcher ein Genuß der Aublick so vieler Kunst und betriebfamkeit, als sich hier an allen Stellen offenbarte! Man merkte es wohl, daß das Volk, welches in dieser Richtung sich eine zweite Heimath gegründet, schon zu Hause an schöne Natur und an Arbeitsamkeit gewohnt gewesen sein müsse. Am dritten Tage gelangten wir jenseits zweier Flüsse, denen die Brücken noch fehlten, an den Fuß eines sehr hohen Gebirges, das zu ersteigen wir 5 Stunden Zeit brauchten. Es war mit dichtem Walde bedeckt und die Wege sehr beschwerlich. Auf dem Gipfel angekommen, ruhten wir aus und genossen noch einmal, ehe der Wald es unsern Blicken entrückte, von diesem Standpunkte aus den Aublick des wunderherrlichen Gemäldes, welches wir eben in seinen einzelnen Theilen durchmustert hatten. Wie mit

einem Rahmen erschien es jetzt rechts und links von immensen Urwäldern begrenzt, und in blauer Ferne gaben sich die gezackten Berge um Rio und der kahle, am Fort San Juan sich erhebende Regel zu erkennen, hinter denen die Thurmspitzen der Residenz, die Masten im Hafen und der unendliche, von der Mittagssonne beschienene Meeresspiegel herüberglänzte.

Auf der andern Seite des Gebirgs, durch dessen Waldung wir nun drangen, nahm die Landschaft einen rauhern, mehr alpenähnlichen Charakter an. Erhabene Berge verdrängten die flachen Hügel, die Thäler wurden seltener und traten in ihrer Ausdehnung jetzt in demselben Verhältnisse gegen die Höhen zurück, als sie noch kurz vorher die Oberhand gehabt hatten. Nachdem wir wieder 5 Stunden dazu gebraucht, um jenseits hinabzusteigen, traten wir in das Gebiet der Schweizer-Kolonie ein. Der Zustand, in dem ich sie traf, entsprach keineswegs den Vorstellungen die ich mir über sie gebildet hatte. Denn hier waren keine Dörfer, welche mit ihren Ländereien nachbarlich an einander grenzten sondern nur hie und da standen einzelne Hütten in entfernten Thälern zerstreut, und diese der Fenster entbehrenden, mit Schindeln oder Stroh bedeckten Baracken, deren Wände aus Wellenholz und mit Lehm beschmiert waren, gaben eben kein glänzendes Zeugniß von dem Glücke ihrer Bewohner. Wir gingen oft 1 — 2 Stunden weit, ehe wir eine Familie trafen; sie hatten jedesmal nur ein kleines Stück Land um die Hütten herum zur Nothdurft urbar gemacht, und fast in allen Gesichtern war Niedergeschlagenheit, Neue und Heimweh zu lesen. Ein Schweizer, bei dem ich einkehrte, und der, wie es schien, etwas mehr vor sich gebracht hatte, suchte auf meine Frage: wie es ihm gefiele? die Achsel, und auf meine zweite Frage:

was ihm denn fehle? antwortete er mit einem gutmüthlich-weinerlichem Gesicht:

Was mir fehlt? mir fehlt ja Alles;

Bin so ganz verlassen hier. —

Nach drei Stunden kamen wir in Novo Friburgo, sonst auch Morro Dueimado genannt, dem Sitz des Koloniedirektors, an. Diese kleine Stadt liegt 14 Meilen von Rio am goldreichen Flusse Bengala; sie ward 1818 von mehreren Schweizerfamilien gegründet, die sich aber schon 1821 zum größten Theil zerstreuten. Vor derselben rechts am Wege stehen einige Hütten mit einer kleinen Stube, Kammer und Küche, alle in sehr schlechtem Zustande, welche zum einstweiligen Aufenthalte der Kolonisten dienen. Die Stadt selbst hat ungefähr 100 Häuser, von denen die meisten von schweizerischen und brasilianischen Gastwirthen und Spezereihändlern bewohnt werden. Ihre Einwohner sind theils katholisch, theils lutherisch; doch haben nur die ersten eine eigene Kapelle, die Lutheraner sind genöthigt, unter dem Vortritt des Pastors S. . . . ihren Gottesdienst in einem der kleinen kaiserlichen Häuser zu verrichten.

Die Umgegend von Neufreiburg ist etwas freundlicher als die der übrigen Punkte der Kolonie. Die Urwälder sind hier schon weiter hinweggeräumt, der Boden besser cultivirt, und hier und da sind schon Obst- und Gemüsegärten und Zucker- und Kaffee-Plantagen zu finden. Zu den Hauptzeugnissen der Kolonie gehört türkischer Weizen und Mais, aus welchem Brodmehl bereitet wird; doch wird gegenwärtig auch einiger Weizen, Korn und Gerste gebaut. Ferner: Maniokwurzel, eine längliche schwarze Wurzel von kartoffelartigem Geschmack, welche die Größe unserer rothen Rübe erreicht. Sie wird, nachdem sie geschält,

entweder fein gerieben und zu einem dicken Brei gekocht, oder grob wie Grütze gerieben, mit Bouillon eingemengt, gebacken und als Brod zum Fleische gegessen. Die Kartoffeln, welche auch gepflanzt werden, waren zu meiner Zeit noch sehr theuer. Die Kolonisten schickten fast ihren ganzen Vorrath nach Rio, und verkauften das Pfund zu 2 — 3 Bintin (14 — 21 Pfennig). Von Gartengewüßen ziehen sie Salat, Wirsing, Kohl, gelbe Rüben u. dgl. Vorzüglich gut, wegen der fetten Weide um Neufreiburg, gedeiht die Viehzucht, und die Kolonie zieht hiervon um so mehr Vortheil, da die Hauptstadt nur wenig und schlechte Weide besitzt, und das Vieh, welches aus der Provinz Minas Geraes oft 70 — 100 Leguas weit geliefert wird, so abgemagert ankommt, daß es erst in der Kolonie wieder gemästet werden muß. Die Pferde, welche jährlich aus Rio hierher gesandt werden, kehren schon nach drei Monaten fett und kräftig zurück.

Das Klima fand ich meiner Gesundheit sehr zuträglich. Daher miethete ich mich bei einer deutschen Familie ein, der ich im ersten Monate Kostgeld bezahlte; später nahm ich mich ihres Hauswesens und Ackerbaues thätig an, und gab drei Kindern Unterricht im Lesen, Schreiben und in der Religion, wodurch es mir möglich wurde, meiner Genesung halber noch 2 Monate länger zu verweilen. Die frische Gebirgsluft, einfache Nahrungsmittel und zwei Kräuter, von denen ich das eine als Thee trank, aus dem andern, einer Art Nesseln, von sehr bitterm Geschmack, mir ein Gemüse bereitete, halfen mir in kurzer Zeit wieder empor. Auch rieth man mir, mich schröpfen zu lassen, und ich unterwarf mich nicht ohne Zögern der Operation, welche ein Neger auf folgende Weise mit mir vornahm. Er machte mir mit einem Rasirmesser 10 — 12 Schnitte in das rechte Unterbein, setzte dann

ein Kuhhorn, das er vorher erwärmt hatte, darauf und zog das Blut mit dem Munde heraus. Nachdem er auf diese Weise das Horn einige Male gefüllt und ausgeschüttet hatte, bestrich er die Schnitte mit Baumöl, und wiewohl durch den bedeutenden Blutverlust erschöpft, fühlte ich mich doch durch diese Operation bald um Vieles gebessert.

Meine Mußestunden wandte ich dazu an, theils allein die umliegenden Güter der Kolonisten, theils mit meinem Hausherrn die Jagd zu besuchen. Von den Thieren, welche uns hier begegneten, will ich nur die merkwürdigsten erwähnen. Erstens: Die Anta (Tapir), ein an Farbe und Größe dem Stiere ähnliches Säugethier, das aber keine Hörner hat. Sein Fleisch wird gegessen, muß aber, ehe es genießbar wird, ungemein lange kochen. Ferner: eine Art Eidechse, Tiju genannt, deren Länge mit dem Schwanz ungefähr 4 Fuß, und deren Gewicht oft 18—24 Pfund beträgt. Sie hat ein sehr scharfes Gebiß und große Nägel an den Füßen, mit denen sie sich gegen Menschen und Thiere vertheidigt. Ihr Fleisch dient ebenfalls zur Speise, bringt aber bei Vielen, die es essen, minutenlang anhaltende fieberartige Zuckungen hervor. Das Fell ist sehr fest und mit mancherlei Farben, wie mit Perlen gestickt. Wir waren eines Tages in Gesellschaft von 6 bewaffneten Personen so glücklich, drei dieser Eidechsen in einem großen Dornbusch zu überraschen. Wir luden unsere Gewehre mit No. 0 und belagerten den Busch von allen Seiten. Die Eidechsen, so wie sie uns erblickten, wiesen uns ihr Gebiß, ohne jedoch einen Laut von sich zu geben; als wir aber auf ein gegebenes Zeichen unsere Gewehre losdrückten, ergriffen sie, wiewohl verwundet, alle drei die Flucht. Es war uns nicht möglich, ihnen zu folgen; aber ein Jagdhund sprengte hinterdrein und gab

auf mehrmaliges Rufen nach einer halben Stunde endlich Antwort. Wir gingen dem Gebelle nach und fanden ihn vor einer Höhle von ungefähr $\frac{1}{2}$ Fuß Durchmesser. Ein Neger machte sogleich eine Schlinge an einem Strick, nahm sie, da das Loch zu eng war, um mit beiden Händen darin zu arbeiten in die rechte Hand und fuhr damit eine Zeit lang in dem Loch hin und her. Es mochte je tiefer je enger werden, so daß die Eidechse sich nur drei Fuß tief zurückziehen konnte. Nach 5 — 6 Minuten hatte er die Schlinge am rechten Hinterbein des Thieres befestigt, stellte nun noch vier Männer an, welche das Ende der Schlinge ergreifen und ziehen mußten, während er selbst sich mit einem Knüttel hinter die Oeffnung stellte und als wir sie beinahe herausgezogen hatten, versetzte er ihr einen Schlag hinter den Kopf, so daß sie taumelnd zur Erde sank. Darauf zog er ihr das Fell ab; das Fleisch wurde mit einer sauern Sauce zurecht gemacht und hatte einen dem Hühnerfleiße ähnlichen Geschmack; aber, wie gesagt, als ich eine kleine Portion davon genossen hatte, verspürte ich ein Zittern und Zucken, welches sich jedoch bald wieder legte. — Ein drittes Wild, auf welches wir Jagd machten, war das Schuppenthier, das an Größe einer Katze gleich, am ganzen Körper mit Schuppen bedeckt, mit einem länglichspitzen Kopfe und einem glatten, fußlangen Schwanz versehen ist. Es wird nicht geschossen, sondern, da seine Höhlen nicht tief sind, von den Hunden aufgespürt und ausgegraben. Sein Fleisch schmeckt sehr lieblich. Auch Rehe scheinen hier nicht zu den Seltenheiten zu gehören; ich sah deren einst ein Rudel von 13 Stück, und zwar alle von kastanienbrauner Farbe. Unter dem Geflügel ist das Auerhuhn in sehr großer Menge vorhanden und seines angenehmen Geschmacks wegen besonders den Nachstellungen der Jäger

ausgesetzt. Auch weiße und rothe Raben und sechs verschiedene Arten von Kolibris (Picaflor) fand ich, von denen die kleinste, mit grünen und rothen, wie Gold glänzenden Federn, die Größe einer Haselnuß und einen rothen, eine Nähnadel dicken Schnabel hatte. Die größte Art war ungefähr so lang als ein Finger und ganz wie unsere Schwalben gefiedert. Sie schwärmen oft zu 100 ja 1000 um die Bäume, wenn sie in der Blüthe stehn, und auf den Wiesen umher und saugen, wie Schmetterlinge von einer zur andern flatternd, den Honig aus den Blumen, wo man sie dann sehr leicht mit einem Schmetterlingsnetz oder auch nur mit dem Hute fangen kann. Der gefährlichste Feind dieser niedlichen Vögelchen ist eine Spinne, ungefähr von der Größe einer wälschen Nuß. Diese zieht ihr Gewebe an den Bäumen, unter deren Blätter die Kolibri ihre Nester hängen, oder um welche sie zu schwärmen pflegen, von einem Nestchen zum andern, und wehe dem Unglücklichen, der in dieses Netz geräth! es geht über seine Kräfte, dasselbe zu zerreißen; die Spinne springt aus ihrem Hinterhalte hervor und saugt ihn ohne Erbarmen zu Tode.

D r i t t e s K a p i t e l .

Der Pastor S. — Ein paar Worte über den Text:
Bleibe im Lande und nähre dich redlich.

Ich machte zu Neufreiburg die Bekanntschaft des Pastors S., dessen ich schon oben als Vorstandes der lutherischen Gemeinde daselbst erwähnte.

Er ist bei Alzey im Darmstädtischen zu Hause, wo er früher Pastor war. Er wußte nicht vom Glücke zu sagen; denn schon während der Reise zur See traf ihm das Unglück, seine Frau durch den Tod zu verlieren, und jetzt, nachdem er sich wieder mit einer Deutschen aus der Kolonie verheirathet, lebte er mit seiner Frau und sechs Kindern in sehr dürftigen Umständen. Er hatte vom Kaiser einen Gehalt von 400 Millerees, ein kleines Haus zur Wohnung und ein Stück Waldes angewiesen erhalten, wo er sich, gleich den übrigen Kolonisten, anbauen sollte. Allein er konnte ja nicht Pastor und Ackersmann zu gleicher Zeit sein, und seine Kinder waren noch zu unerwachsen, um einem so beschwerlichen Geschäfte, wie das Ausroden der Wälder und das Urbarmachen des Bodens ist, obliegen zu können. In Deutschland freilich haben es in diesem Punkte die Herren Pastore viel bequemer; da sind die Bauern verpflichtet, während der Pfarrherr ihr Ewiges besorgt, ihm hinwiederum sein Zeitliches zu bestellen, und sie thuen es gern, da die Arbeit sich leicht abthun läßt. Wer aber wollte eine solche Servitude der Gemeinde von Neufreiburg aufbürden, die ja vor lauter Sorge für ihr Zeitliches gar keine Zeit übrig behält, ihr Ewiges zu bedenken! — Er war also, da ihm der Kaiser keinen Vortheil weiter gewährte, bloß auf seinen Gehalt beschränkt, und mit diesem auszukommen, war trotz der wohlfeilen Lebensmittel, der übrigen Bedürfnisse wegen, die aus der Residenz bezogen werden, sehr schwer. Wie schmerzlich sehnte er sich jetzt nach seiner Heimath zurück und wie oft beklagte er den Schritt, den er nach einem fremden Lande gethan hatte. „Junger Freund!“ sagte er einstmals zu mir, „suchen Sie ja sobald als möglich wieder nach unserm lieben Deutschland zu kommen. Jetzt sind Sie noch rüstig und den Strapazen einer

„so weiten Reife gewachsen. Denken Sie an mich, wenn Sie durch Verhältnisse gebunden oder alt werden — ja zumal im Alter, wo der Mensch so gern das „Jahresfest aller seiner alten lieben Gewohnheiten feiert, wenn dann der Boden, auf dem Ihr äußerer und innerer Mensch emporgewachsen, unter Ihren Füßen verschwunden und nichts zurückgeblieben ist, was Sie mit Vergangenheit und Gegenwart verbindet — wie schmerzlich Sie dann den Fehltritt bereuen werden, den Sie nun nicht mehr zurückthun können!“ Und dieses Wort, welches mich vollends in meinem Entschlusse, zurückzureisen, bestärkte, rufe ich jedem meiner Landsleute zu, der aus Unzufriedenheit mit den heimischen Verhältnissen dem Gedanken an Auswanderung etwa Gehör geben möchte. Denn gesetzt auch, daß er Alles, was nur sein Herz sich wünscht, Beschäftigung, Reichthum, Lebensgenuß, Ehre, in der Fremde fände, wird denn das Gut, welches auf jeden Fall verloren geht, die durch die äußere bedingte innere Lebensharmonie durch alle diese Vortheile ersetzt oder aufgewogen? Kennt der Deutsche sich denn so wenig, daß er dem zum Amphibium gebornen Engländer oder dem leichtfüßigen Franzosen, der die belle France mehr im Munde als im Herzen führt, es so leicht nachthun zu können meint? Ihm ist ja das Vaterland nicht bloß der Boden, der ihn ernährt, oder der Tummelplatz seiner Spiele und Leidenschaften, sondern die durch gemeinschaftliches Wirken äußerlich geschaffene Welt, in welcher er seine höhere sittliche Natur hat und anschaut. Diese Welt kann man nicht, wie der Heide seine Götzen, aus einem Lande ins andere hinübertragen, und wer sich ihr zu entziehen sucht, handelt eben so thöricht, wie einer, der aus seiner Haut fahren möchte. Die Haut wird er wohl los, wenn er sie zumal einem andern Klima aussetzt; aber die neue,

die er nur erhält, drückt und zwickt ihn so lange, bis er wieder in die gewohnte Luft und in seine alte Haut kommt. —

Was aber ist denn das für ein Glück, welches jene Auswanderer erwartet? Ich kann zwar nicht als Augenzeuge von dem Loose der nach Nordamerika Uebergesiedelten reden, aber Aehnliches, als ich in Brasilien erfahren, wird auch von den vereinigten Staaten aus berichtet. Die meisten nach Brasilien auswandernden Deutschen gaben sich der süßen Hoffnung hin, daß sie hier sehr leicht große Reichthümer erwerben können. Aber wenn sie nun nach einer langen qualvollen Reise, welche gewöhnlich ihr letztes Vermögen verzehrt, in Rio ankommen, so drängt sich ihnen alsbald die niederschlagende Ueberzeugung auf, daß man ihrer hier gar nicht so nöthig hat, als sie sich einbildeten. Sie bemerken, daß hier wie im Vaterlande ihren Wünschen bedeutende Hindernisse in den Weg treten, die man in Geduld ertragen muß, um sich nicht noch ärgere zu bereiten. Kaum angekommen, meinten sie, sofort von ihrem gelobten Lande Besitz ergreifen zu können; aber es ist noch kein Schiff komplet, um sie nach den äußern Theilen von Brasilien, oder noch keine Karavane da, um sie ins Innere der Provinz Rio de Janeiro zu transportiren. Oft müssen sie 2 — 3 Monate warten, während welchem die paar Thaler, die der eine oder der andere noch hat, vollends darauf gehen, indem ihnen der Kaiser nur Brod, Reis und Fleisch zum einstweiligen Unterhalte liefert. Da fallen denn schon Manchem die Schuppen von den Augen. Ich besuchte ihr Absteigequartier Armaison, und fand bei den meisten nur Reue, Heimweh, Kummer und Thränen über ihre selbstverschuldete hülflose Lage. Endlich geht die Reise vorwärts. Sie haben neue Beschwerden auszustehn und können sich, wenn

sie unterwegs die ungeheuern Urwälder betrachten, nun schon einen Begriff von der Mühsal machen, welche ihrer in der neuen Heimath wartet. Sie kommen an; und siehe da! statt der bequemen reinlichen Häuser, in welchen man willkommene Gäste empfängt, finden sie elende, niedrige Hütten, mit Zimmern ohne Möbel und Fußböden und voller Schmutz und Ungeziefer, zu ihren einstweiligen Gnadenwohnungen bestimmt. Einer jeden Familie werden nach Anzahl der Köpfe Stücke Landes und Waldes zur Kultivirung angewiesen; aber was für Land, was für Wald? voller Sümpfe und Schlangen, welche auszutrocknen, welche zu bekämpfen sind mit Bäumen vom ungeheuersten Umfange und vom härtesten Holze, und so dicht verwachsen, daß selbst Thiere nicht hineinzukriechen vermögen. Da hören sie denn nun wieder trauriger als jemals das alte Lied: Bete und arbeite! das sie aus ihrem Vaterlande vertrieb, vom neuen Staate ihnen vorgefungen; denn: „Einige Jahre unterstütze ich Euch, heißt es; dann muß jeder so weit sein, um sich allein ernähren zu können.“ Was Wunder wenn Viele den ihnen zugedachte Antheil gar nicht berühren, andere nur ein sehr kleines Stück anbauen, endlich aber der Hitze und der Muskitos wegen, die sie bei Tag und Nacht peinigten, ebenfalls der Arbeit überdrüssig werden und die Kolonie verlassen? Bei Weitem die Meisten kehren nach der Hauptstadt zurück, um auf bequemere Art ihren Unterhalt zu suchen, Haben sie ein Handwerk gelernt, so finden sie ihn schon; wo nicht, so fallen sie einem höchst traurigen Schicksal anheim. Denn nicht leicht nimmt ein Brasilianer einen freien Mann in seinen Dienst, weil er seine häuslichen Arbeiten bequemer und billiger durch Sklaven verrichten lassen kann. Den Unglücklichen bleibt also nichts übrig, als ihre letzte Habe, Möbel und Kleider zu veräußern,

und ist auch dieses Geld dahin, zu ihrer und ihrer Vaterlandes Schande vor fremden Thüren zu betteln. Ihre Noth steigert ihre Reue; voll Sehnsucht warten sie auf eine Gelegenheit, in ihr Vaterland zurückzu kehren, wo doch der Staat sich ihrer annahm und si der Pflege und Unterstützung der ihrigen gewiß wa ren. Aber es fehlte ihnen die zur Ueberfahrt nöthig Summe, und so sterben die meisten vor Armuth, Kum mer und Sehnsucht dahin.

Und nun am Schlusse dieses Kapitels noch ein paar beherzigenswerthe Worte! Ich habe oft die Aeu ßerung gehört, als ob eine tüchtige Schulbildung für die niedern Volksklassen etwas überflüssiges und Ent behrliches wäre. Würden aber wohl Manche so blind in ihr Unglück hineinrennen, wenn-sie eine gediegener Länder- und Völkertunde besäßen, und sich selbst durch Lektüre von dem traurigen Loöse überzeugen könnten welches die Leichtgläubigen in Amerika erwartet? Diese Frage dürfte süglich verneint werden müssen.

Viertes Kapitel.

Abreise von der Kolonie. — Abentheuer in den Urwäldern. —
Unterkommen in Rio. — Rückfahrt auf der Isabelle.

Als ich meine Kräfte wieder so ziemlich beisam men hatte, benutzte ich die erste sich mir darbietende Gelegenheit, nach Rio zurück zu reisen, um, wenn ein Schiff sich fände, von da wieder nach Europa über zusehen. Ein Schweizer hatte für einen Herrn in

Rio zwei Pferde gemästet, und war im Begriff, sie demselben zurückzuliefern. Er setzte sich auf das eine dieser Pferde, ich auf das andere, und wir ritten, weil mein Begleiter unterwegs einige Freunde besuchen wollte, auf einem Umwege von mehr als 16^o Leguas dahin ab. Die Gegend war nicht so gebirgig als auf meiner Herreise; hübsche Thäler mit fettem Grase wechselten mit schwarzen Urwäldern; und hie und da lag die Fazenda (Domainen-Gut) eines Brasilianers oder die Plantage eines Schweizers. Eines Tages waren wir bereits vom Morgen bis Nachmittags geritten, ohne ein Haus noch einen Menschen zu finden, als wir auf einmal in der Ferne rechts eine Fazenda erblickten. Wir ritten darauf zu, um uns nach dem Wege zu erkundigen und unsern Pferden etwas Futter geben zu lassen. Es erschien der Aufseher des Hauses und meldete uns dem Patron, der uns auf das Wohlwollendste empfing, unsere Pferde von einem Sklaven in den Stall führen ließ und uns selber in ein geräumiges Zimmer brachte, wo er uns Platz nehmen ließ und sich mit uns über unsere Reise und die europäischen Zustände unterhielt. Mittlerweile erschien auch die Senora, bewillkommnete uns recht freundlich; unter ihrer Aufsicht ward die Tafel gedeckt, und wir zu einer Reissuppe eingeladen, auf welche Rindsfleisch, ein am Spieße gebratenes Spanferkel mit Mus von Ananas und Kokosnuß gefüllt, und eine Flasche alten guten Madeira's folgte. Befremdend während der Mahlzeit war mir die Sitte, daß, während uns beiden Messer, Gabel und Löffel vorgelegt waren, der Hausherr und seine Familie zu allen Speisen, außer der Suppe, sich der Finger bedienten. Nach aufgehobener Tafel präsentirte ein Keger jedem eine Pfeife und sodann Kaffee mit Rum; und nachdem auch die Pferde vollauf mit Mais gefüttert, und wir uns zur Weiterreise anschickten, begleit-

tete uns der freundliche Mann noch eine Strecke weit und zeigte uns, weil von mehreren schmalen Fußpfaden nur einer zu unserm Ziele führte, denselben mit der Bemerkung, daß wir des Abends um 7 Uhr wieder eine Tazendä erreichen würden. Und für diese gastliche Behandlung war es uns der Sitte wegen nicht einmal erlaubt, ein Wort des Dankes zu äußern.

Der schmale Weg führte durch einen furchtbaren Wald, der sich rechts ebenso schroff hinabsenkte, als er sich links erhob. Wir waren immer, um 15 — 20 Schritt von einander entfernt, einige Stunden lang geritten, und eben im Gespräch begriffen, als plötzlich ein starkes Geräusch entstand und einen Augenblick darauf ein wilder Däse sich von der Höhe mitten zwischen uns auf den Weg stürzte. Unter furchtbarem Brummen und Brüllen wühlte er mit beiden Hörnern die Erde auf und schoß wüthende Blicke bald nach mir, bald nach meinem Gefährten. Wir hatten beide unsere Pferde gebreht, um im Nothfall die Flucht zu ergreifen, wiewohl wir uns dadurch der andern Gefahr aussetzten, daß wir, von einander getrennt, uns bei einbrechender Dunkelheit in den Urwäldern verirrten. Um den Däsen zur Flucht zu bewegen, zog mein Gefährte ein Pistol, schoß und traf ihn vor den Kopf, daß er blutete. Nun aber sprang er fürchterlich brüllend auf und stürzte gerade auf mich los. Ich gab meinem Pferde die Sporen und flog wie ein Pfeil denselben Weg zurück, den wir gekommen waren, fortwährend von dem Ungethüme und dem Schweizer gefolgt, der mich nicht aus den Augen lassen wollte. Endlich öffnete sich der Wald zur Linken, der Däse bog dahin aus, und wir waren herzlich froh, diesen lästigen Gesellschafter losgeworden zu sein.

Wir waren ungefähr 1 $\frac{1}{2}$ Stunden wieder vorwärts geritten, als uns die Nacht überfiel; es wurde sehr dun-

kel, und nur hie und da schien ein Stern durch das Dicht des Waldes. Wir sahen den Weg nicht mehr und nachdem wir bis Abends 10 Uhr, ohne ein Haus zu treffen oder eine menschliche Stimme zu hören, vorgebrungen waren, fiel ein röthlicher Schimmer in die stockfinstere Nacht um uns her, und stieg allmählig wie Morgenroth immer höher und glühender am waldigen Horizont herauf. Endlich traten wir heraus, und welch ein furchtbarer, überraschender Anblick! Ein Feuermeer von einer viertel Quadratmeile breitete sich vor unsern Augen aus und erfüllte die Luft mit heißem Brodem. Es war ein Wald, den die umwohnenden Kolonisten umgehauen und angezündet hatten; und er mochte wohl schon mehrere Wochen lang brennen; denn die meisten Stämme waren verkohlt, und nur noch an einigen Stellen schlugen wilde Flammen empor. Wir stiegen ab, um die Richtung des Weges zu erforschen, und fanden, daß er mitten durch die feurigen Kohlen führte. Wir riefen und piffen, erhielten aber keine Antwort. Was war zu thun? wir mußten den Versuch machen, uns so gut wie möglich hindurchzuwinden; unsere Pferde gingen langsam und schraubend vorwärts und überschritten behutsam jeden noch brennenden Stamm, der sich uns in den Weg legte. Nach einer mühsamen und gefährvollen halben Stunde erreichten wir die Grenze des Waldbrandes und bald nachher ein Thal, wo wir durch wiederholtes Schreien und Pfeifen die Aufmerksamkeit eines Menschen auf uns zu lenken versuchten. Mein Gefährte, der voran ritt, nahm plötzlich ein Stutzen seines Pferdes wahr und konnte es, so sehr er es spornte und antrieb, nicht zum Vorwärtsschreiten bringen. Es war noch jung und scheu, daher ritt er zurück und ließ mich voran. Mir ging es anfangs ebenso; endlich aber nach mehrmaligem Sporen schritt mein Gaul

zitternd und behutsam vorwärts. Auf diese Weise that er vielleicht 20 Schritt, dann trat er wieder herzhaft auf und schnaubte. Es war mir ein Räthsel, welches zu lösen die starke Finsterniß verhinderte. Als mein Gefährte wieder an derselben Stelle war, stand sein Pferd wieder und ließ sich auf keine Art weiter bringen. Zum zweitemal abzustiegen, war mißlich, weil die Pferde seit 3 Monaten keinen Reiter gefühlt hatten und nicht gern auffigen ließen. Es blieb uns also nichts übrig, als noch einmal aus vollem Halse zu schreien, und nun endlich erhielten wir in portugiesischer Sprache Antwort. Wir besprachen uns aus der Ferne, und nach einigen Minuten erschienen sechs bewaffnete Brasilianer mit einer Laterne, frugen uns, wer wir wären, und woher wir kämen, und näherten sich uns so weit, daß wir die Lokalität um uns genauer besichtigen konnten. Welcher Schrecken bemächtigte sich unser und ihrer zugleich, da wir sahen, daß ich mit meinem Pferde eine $2\frac{1}{2}$ Fuß breite Brücke passirt war, welche über eine wohl 80 Fuß tiefe Felsenschlucht führte! Sie wiesen meinen Gefährten, der sich noch jenseits befand, einige tausend Schritte weiter links, wo sich ein breiter gefahrloser Weg durch die Schlucht zog, und gaben uns gegen eine kleine Belohnung einen Führer mit, der uns noch 2 Stunden weit bis zur Venta Santa Chatarina, einem kleinen Wirthshause, geleitete.

Am folgenden Tage wurden wir für die gestrigen Gefahren vollkommen entschädigt. Die Gegend war bereits ganz von Wäldern gereinigt, sehr gut kultivirt und mit sehr vielen Domainen-Gütern und Plantagen besetzt, deren Verwalter und resp. Besitzer hier gemeinschaftlich beisammen wohnten. Am zweiten Tage kehrten wir bei einem Freunde des Schweizers, dem Besitzer einer sehr schönen Kaffee-Plantage ein. Er hielt

sich 22 Sklaven, die außer häuslichen Arbeiten seine mit Kaffee beladenen Maulthiere nach der Hauptstadt geleiten mußten, und bewohnte ein sehr schönes Haus mit bequemen Zimmern und mehreren Nebengebäuden, welche theils zum Aufenthalte der Neger, theils zur Waarensederlage dienten. Das ganze zur Plantage gehörige Grundstück mit Wald und Garten war mit einem Zaun umhegt, und in diesem Gehege liefen eine Menge Maulthiere und Pferde frei umher. Ein Maulthier trug eine Glocke am Halse; und wo dieses hinging, folgten ihm alle übrigen. Zur Zeit der Fütterung, welche zweimal, des Tages ist, versammeln sie sich ungerufen vor dem Hause des Herrn, und sollte ja einmal eins sich im Walde verirren, so giebt ein Neger mit einer Glocke oder Pfeife einen weithin schallenden Ton, worauf es sich sofort einstellt.

Wir hielten uns zwei Tage bei diesem Schweizer auf und kamen am dritten glücklich nach Mänge, woselbst wir übernachteten und am Morgen mit den Pferden einen Hafensfahrer bestiegen, der uns in 6 Stunden nach Rio brachte. Hier nahm ich mein Quartier anfänglich bei einem deutschen Wirth, machte aber in dessen Hause nach einigen Wochen die Bekanntschaft eines Franzosen, der einen Schnittwaarenhandel in kleinen Quantitäten trieb und mit seinen Waaren die umliegenden Städte und Güter zu beziehen pflegte. Dieser nahm mich als Gehülfe an, und bei diesem Geschäfte, das ich theils mit, theils ohne ihn besorgte, verdiente ich mir soviel, daß ich mich in Kost und Kleidung erhalten konnte. Es gefiel mir sehr wohl, so daß ich, da ich trotz meiner Genesung mich fortan zum Bergbau zu schwach fühlte, mich gern Zeit lebens demselben gewidmet hätte. Aber das Schicksal fügte es anders. Mein Prinzipal hatte sich durch den Handel einiges Vermögen erworben, und wartete nun alle

Tage auf Gelegenheit, nach Frankreich zurückzufegeln. Im Januar 1829 fand sich ein Schiff, das nach Havre de Grace bestimmt war — und ich war mir wieder ganz allein überlassen. Um nicht mein weniges Geld verzehren und nachher in Armuth schmachten zu müssen, gab ich mir alle erdenkliche Mühe, Brasilien wieder gegen mein Vaterland zu vertauschen. Ich hätte aber, da meine Kasse die zur Ueberfahrt erforderliche Summe nicht enthielt, vielleicht lange auf günstige Gelegenheit warten müssen, wenn nicht der außerordentliche Fall sich ereignet, daß schon im Februar 1829 die Fregatte Isabelle nach England geschickt wurde, welche die Tochter Don Pedro's, Donna Maria da Gloria und die Prinzessin von Leuchtenberg, spätere Gemahlin des Kaisers, nach Brasilien abholen sollte. Nämlich Maria da Gloria war im Jahre 1828 auf der Fregatte Imperatrice von Rio abgefahren, um ihren Großvater, den Kaiser von Oestreich zu besuchen; die Fregatte sollte bei Gibraltar ins Mitteländische Meer einlaufen, bei Triest landen, und von da die Reise zu Lande bis nach Wien fortgesetzt werden; da aber zu befürchten stand, daß Don Miguel, der Usurpator von Portugal, die Prinzessin kapern würde, so hatte die Fregatte ihren Weg, statt nach Gibraltar, nach England genommen, wo die Kaiserstochter bis zur Ankunft der Prinzessin von Leuchtenberg im August 1829 verblieb. Also an den Kommandanten der Isabelle wandte ich mich, und ward, da die Schiffsmannschaft noch nicht vollzählig, und der Termin der Abfahrt sehr nahe anberaumt war, nebst andern deutschen Auswanderern zur Berrichtung des kleinen Dienstes ohne Sold angenommen. Am 12. Februar, Morgens 5 Uhr, verließen wir den Hafen. Der Wind war günstig, und das Schiff ein guter Segler. Nach vier Stunden war die Küste von Bra-

filien aus unsern Augen entschwunden, und da der Wind, eine Windstille unter dem Aequator abgerechnet, fortwährend günstig blieb, so legten wir die weite Strecke nach England in sehr kurzer Zeit zurück. Während der Reise bekamen wir nicht ein einziges Land zu sehen, litten aber darum keine Langeweile; denn der Kommandant wußte uns fortwährend zu beschäftigen. Ich und die übrigen des Matrosendienstes unkundigen Deutschen mußten beim Aufziehen und Niederlassen oder bei sonst einer Veränderung der Segel die Tare ziehen, an denen sie befestigt waren,* ferner Stricke flechten, täglich das Verdeck scheuern und alle metallene Theile des Schiffes poliren, und außerdem noch, wenn die Reihe an uns kam; statt der Matrosen die Nachtwache halten. So hatten wir den ganzen Tag vollauf zu thun, und wurden nach Seemannsart mitunter sehr grob behandelt. Doch hatten wir auch Stunden zur Erholung. Des Sonntags mußte die sämmtliche Schiffsmannschaft vor dem Kommandanten gewaschen und barbirt, mit reinen weißen Hemden und Hosen und geschnittenen Haaren von 9 — 12 Uhr Inspektion passiren. Der Nachmittag wurde dann zu unserm Vergnügen gewidmet. Karte, Würfel und Angel wechselten mit einander. Unter den Fischen, die wir zu sehn bekamen, ergößten uns besonders die fliegenden Fische, welche, von Delfinen verfolgt, sich über die Meeresfläche erhoben, 70—80 Schritt weit flogen; und sowie ihre Flügel an der Luft trocken wurden, ins Meer zurück fielen, um sich sofort von Neuem zu erheben. Bei starkem Winde fielen oft hundert dieser Fische, die sich zu hoch verstiegen, auf das Verdeck, wo sie geröstet und gespeist wurden. Sie haben die Größe und den Geschmack der Heringe und sind an beiden Seiten wie Fledermäuse mit Membranen versehen, die sich im nassen Zustande leicht aus-

spannen lassen, im trocknen dagegen schlaff an den Seiten kleben. Auch einen Haifisch bekamen wir eines Nachmittags zu Gesichte. Das Meer war eben ruhig, als plötzlich zu meiner Verwunderung am Schiffe hohe Wellen entstanden, und mit einemmal der Kopf eines Hai's emportauchte, der aus seinen zwei Luflöchern, wie aus Fontainen hohe Wasserstrahlen hervorsprudelte. Nach einigen heftigen Bewegungen verschwand er eben so plötzlich wieder unter der Oberfläche.

Am 27. April fuhren wir im Hafen von Falmouth ein, blieben hier drei Monate liegen und schifften sodann nach Portsmouth, wo die hohen Reisenden das Schiff besteigen sollten. Der Kommandant hatte versprochen, uns in England ans Land setzen zu wollen; er hielt aber sein Wort nicht, sondern schützte vor, daß er der Stürme wegen uns noch nicht entbehren könnte; wir mußten warten, bis er Matrosen an unserer Stelle angeworben hätte. Diese Worte fielen mir und allen wie ein Donnerschlag aufs Herz. Die beiden Prinzessinnen waren mit ihrem Gefolge bereits angekommen, und hatten ihren Sitz auf dem Admiralschiffe besichtigt, und nach vier Tagen, war der Befehl, sollten die Anker zur Rückreise gelichtet werden. In dieser Noth wandten wir uns an mehrere bairische Offiziere, die sich im Gefolge der Prinzessin von Leuchtenberg befanden und unsere Fregatte mehrmals besuchten. Durch sie ward unser Gesuch zur Kenntniß des Admirals gebracht, und von letzterm dem Kommandanten der Befehl zu unserer Entlassung erteilt. Außer uns vor Freude fuhren wir sogleich auf einer Schaluppe aus dem Hafen nach Portsmouth; von da reiste ich über London nach Doyre, setzte auf dem Dampfschiffe über den Canal, und ging zu Fuß von Calais durch Brabant in meine Heimath zurück.

A l g i e r.

1831 — 1837.

Erstes Kapitel.

Die Stadt Algier. — Maison Carrée. — Ueberfall und Gefangennahme durch die Beduinen.

Raum anderthalb Jahre in meinem Vaterlande, trieb es mich schon wieder ins Weite. Die in Brasilien gemachten Erfahrungen hatten mich noch nicht tief genug ergriffen, um nicht, was der eine Welttheil mir versagte, von dem andern noch zu hoffen. So fest wurzelt im Menschen die Vorstellung, daß, je weiter, je schrankenloser und glücklicher auch das Leben sei; sie treibt ihn, die heiligsten Bänder zu zerreißen und Allem, was er sein nennt, zu entsagen; allein, je weiter nun er hinausstrebt, desto enger und unheimlicher fühlt er sich von fremden Sitten und Zuständen umstrickt, und kommt am Ende zur Einsicht, daß nicht unbeschränkt, sondern in den angemessenen Schranken zu leben, das menschliche Glück ausmache, diese aber nirgends zu finden sind, als auf dem Boden, dem er entsprungen, und unter den Menschen, deren Sprache er gelernt hat.

Die neuen Eroberungen der Franzosen in Afrika, welche so manchen deutschen Glücksritter zu überspannten Hoffnungen hinrissen, verführten auch mich, mein Vaterland im April 1831 zum zweiten Mal zu verlassen, und mit der deutsch-französischen Legion nach Algier überzusetzen. Ich meldete mich bei dem Kommandanten von Metz, welcher mir dringend rieth, von meinem Vorsatze abzustehen und lieber auf kürzerm Wege in Frankreich selbst mein Glück zu machen; aber meine Verblendung ging so weit, daß ich sein Anerbieten, mich mit Empfehlungen an einen ihm befreundeten Obristen nach Paris zu schicken, ausschlug und mir sofort meine Marschrouten nach Bar le Duc, dem Depôt der ausländischen Legion, ausstellen ließ. Hier angelangt, fand ich mehrere andere, ebenfalls engagirte Deutsche, aber in einem so kläglichen Zustande, daß ich lange mit dem Entschlusse kämpfte, meinen ersten Plan zu ändern und um Verzeihung bittend in die Arme meines Vaterlandes zurückzueilen. Hätte ich es doch gethan! ich würde mir eine harte Prüfung erspart haben. Ich wurde mit Freuden empfangen und in Ermangelung einer Kaserne bei einem Bürger einquartirt. Unsere Kleidung war anfangs sehr dürftig; Waffen waren noch nicht vorrätig, wir wurden daher zuerst im Exerziren zu Fuß und im französischen Kommando geübt. Als wir hierin die gehörige Tüchtigkeit erlangt hatten, brachte man uns eines Tages mehrere hundert Knüttel, mit denen wir in Ermangelung der Gewehre einstweilen exerziren sollten. Diese uns als Deutsche angethane Beleidigung erregte allgemeines Murren, und auf einmal flogen die Knüttel aus unsern Händen nach allen Seiten des Exerzir-Plazes umher. Der Bataillons-Chef, hierdurch aufgebracht, rief die Garde Nationale zu Hülfe, um uns mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen. Wir aber erklärten, daß wir

Gewalt mit Gewalt zurücktreiben würden; der Chef der Garde ging auf die Zumuthung des unserigen nicht ein, so wurden wir von diesem entehrenden Exerzirinstrumente befreit und erhielten bald nachher ordentliche Gewehre, mit denen wir nun eingedrückt wurden. Im Juli kam ein zweites neu engagirtes Bataillon nach Bar le Duc, und um demselben Platz zu machen, marschirten wir, 800 Mann stark nach Nancy, von wo wir nach einem 15tägigen Aufenthalte nach dem südlichen Frankreich aufbrachen, um in Toulon einbarkirt zu werden. Ein heftiger, aber günstiger Wind entfernte uns bald von den Küsten Europa's; unser Baisseau segelte sehr gut, und unser Bataillons-Chef, ein Provençale Namens Salomo, der sein Bataillon sehr liebte, wändte Alles an, ihm die Fahrt so bequem wie möglich zu machen, damit es nicht durch zu viele Erkrankte sein stattliches Ansehn verlöre. Dennoch wurden außer mir und wenigen andern fast alle meine Kameraden seetrafft, und, wenn weiter nichts, so zog ich von meiner früheren Reise jetzt den Vorthheil, mich an ihren Wein-Portionen zu erlaben. Am dritten Tage bekamen wir eine Art Sturm; unser Schiff wurde mit einer Heftigkeit geschüttelt, ohne jedoch, in seinem Laufe gehemmt, geschweige beschädigt zu werden. Unsere Fahrt dauerte noch 7 Tage, während welcher die Krankheit meiner Kameraden gehoben wurde; am Abend des vorletzten erblickten wir die hohen Gipfel des Atlasgebirges; und am folgenden Morgen das Hügelland um Algier und endlich die Stadt selbst, deren nach morgenländischer Sitte oben platte und weiß angestrichene Häuser in der Ferne ihr das Ansehn eines Kalkgebirges gaben. Langsam führen wir in den Hafen ein. Er liegt für den Ankommenden links von der Stadt, ist sehr breit, aber wegen seiner offenen, wenig ins Land sich erstre-

stenden Lage nicht geeignet, Schiffen Ruhe und Sicherheit vor Stürmen zu gewähren. Von den Forts, welche ihn rings umschließen, fanden wir nur einige, nach der Stadt hin liegende besetzt; die übrigen vier waren ihrer Geschütze beraubt, welche nach der Eroberung Algiers nach Frankreich geschafft wurden. Gegen 1 Uhr Mittags verließen wir das Schiff und marschirten unter Trommelschlag bergan nach der Cassoba vor das Schloß des Dey's. Durch die Hitze und noch mehr durch das Steigen erschöpft, fielen Mehrere ohnmächtig nieder, und auch wir Andern erreichten den Platz nur mit genauer Noth und waren froh, als wir endlich in unserem einstweiligen Standquartiere, einer alten Moschee, wofür ich es ansah, zur Ruhe kamen.

Am folgenden Tage durchwanderte ich die Straßen der Stadt, und fand noch Alles in sehr traurigem Zustande, die Häuser niedrig und statt der Fenster mit kleinen Zuglöchern versehen, überhaupt außer einem kleinen Arsenal im untern Theile der Stadt und dem Schlosse auf der Cassoba kein einstiges schönes Gebäude; die Straßen ungleich und schlecht gepflastert, sehr eng, so daß kein Wagen darin Raum hatte, und nur eine einzige, die nach dem Bab el Uad führte, von etwas regelmäßiger Bauart. Algier hat 4 Thore, von denen zwei nach der Land- und zwei nach der Seeseite gehen, und wird von den beiden vorhin erwähnten Forts und der Cassoba beschützt. Das Weichbild der Stadt wird von einem halbmondartigen Hügellande gebildet, das im Norden auf beiden Seiten von Algier sich längst der Meeresküste hinzieht, gegen Süden an Breite zunimmt, und dessen südlichste Grenze sich auf 6 Stunden von der Stadt entfernt. Die Aussicht von diesen Hügeln ist höchst malerisch, das Land sehr fruchtbar und mit einer Menge Gärten und Landhäu-

fern (Klausch) besetzt, welche früher von den Vornehmen in Algier zur Sommerzeit bewohnt wurden, jetzt aber, nachdem die Meisten geflüchtet, in die Hände der Franzosen übergegangen sind. Auch sind mehrere Ländereien mit Wohnungen an die französischen und deutschen Kolonisten vertheilt. Hinter diesem Hügel-lande (Massif) dehnt sich ebenfalls in Form eines Halbmondes die Metuschad, eine schöne, an 30 Stunden lange und 4 — 7 Stunden breite Ebene, aus, welche wieder ringsum von dem hohen Atlasgebirge eingefasst ist. Es durchströmen sie mehrere kleine Flüsse, unter andern der Massafran westlich, und die Aratsch, an der Grenze des Massif, östlich von der Stadt, und bilden am Fuße der Hügel eine Menge Sümpfe, welche den Aufenthalt daselbst sehr gefährlich machen. Der von den Franzosen beherrschte Theil dieser Ebene war zu meiner Zeit noch sehr kahl und lieferte nichts als fettes Heu für die Pferde; weiter hin nach dem Atlasgebirge fand ich schon mehr angebautes Land und Gärten mit Bäumen, und hie und da ein Dorf von Lehmhütten.

Am dritten Tage nach unserer Ankunft wurde unser Bataillon in ein unweit der Stadt gelegenes großes Gebäude, die Wohnung des Bey Mustapha, in Garnison gelegt. Es mochte früher recht schön gewesen sein; denn es hatte noch einige große Zimmer, deren Wände ehemals mit viereckigen gemalten Steinen ausgelegt waren, die noch überall umherlagen; gegenwärtig war es schon sehr zerfallen. In drei gepflasterten Hofräumen wuchs das Gras, und in einem großen Garten zwischen Äpfeln, Birnen und den herrlichsten Südfrüchten, als Drangen, Zitronen, Feigen, Granatäpfel, Johannisbrod wuchs hohes Unkraut. Da die Wege zu einem künftigen Marsche noch sehr schlecht waren, so war unsere erste Beschäftigung,

welche mehrere Monate lang anhielt, Moräste auszutrocknen, Straßen und Baracken zu banen, wobei wir durch die Hitze und das schädliche Klima furchtbar litten. Dieß hieß — denn freilich für Einen, der nur glückliche Tage erwartet hatte, in einen sehr saueren Apfel beißen. Späterhin, als unsere Arbeiten weiter vorge-rückt waren, wurde unser Standquartier nach Maison Carrée in die Nähe der Aratsch verlegt. Die Sümpfe waren hier der vielen kleinen Bäche wegen noch boden-loser, das Klima noch mörderischer, als bisher, und wir mußten auch hier wieder durch Trockenlegung der Moräste die Gegend für uns erst wohnlich zu machen suchen. Maison Carrée (arabisch: Hausch el kantara) ist ein großes viereckiges Gebäude, welches früher den Karavanen der Kabailen und Araber zum Absteigequar-tier diente, und bildete zu meiner Zeit, da noch keine französischen Befestigungswerke in der Nähe vorhanden waren, die äußerste östliche Grenze der Eroberung, über welche hinaus man nicht ungefährdet den Fuß setzen durfte. Wir lagen also unmittelbar vor dem Feinde, und waren anfangs sehr auf unserer Hut, daß wir nicht unbewacht von ihm überfallen würden. Monate aber vergingen, in welchen wir keinen Beduinen zu sehen bekamen, und so ging unsere Erwartung, mit diesen Barbaren in Berührung zu kommen, allmählig in den Glauben an völlige Gefahrlosigkeit über. Wie sehr wir uns indeß geteuscht, zeigte sich am 2ten April 1832, welcher Tag mich für langes Leiden bestimmte.

Ich ging mit vier meiner Kameraden nach dem nächsten Gebüsch, um Holz zu holen. Drei von ihnen waren mit Beilen versehen, das Holz zu fällen, ich und noch einer bloß mit Stricken, dasselbe in Wellen zu binden. Wir stiegen vom Tafellande nieder, über-schritten die schöne, mit arabischen Inschriften gezierte steinerne Brücke der Aratsch und drangen in einen

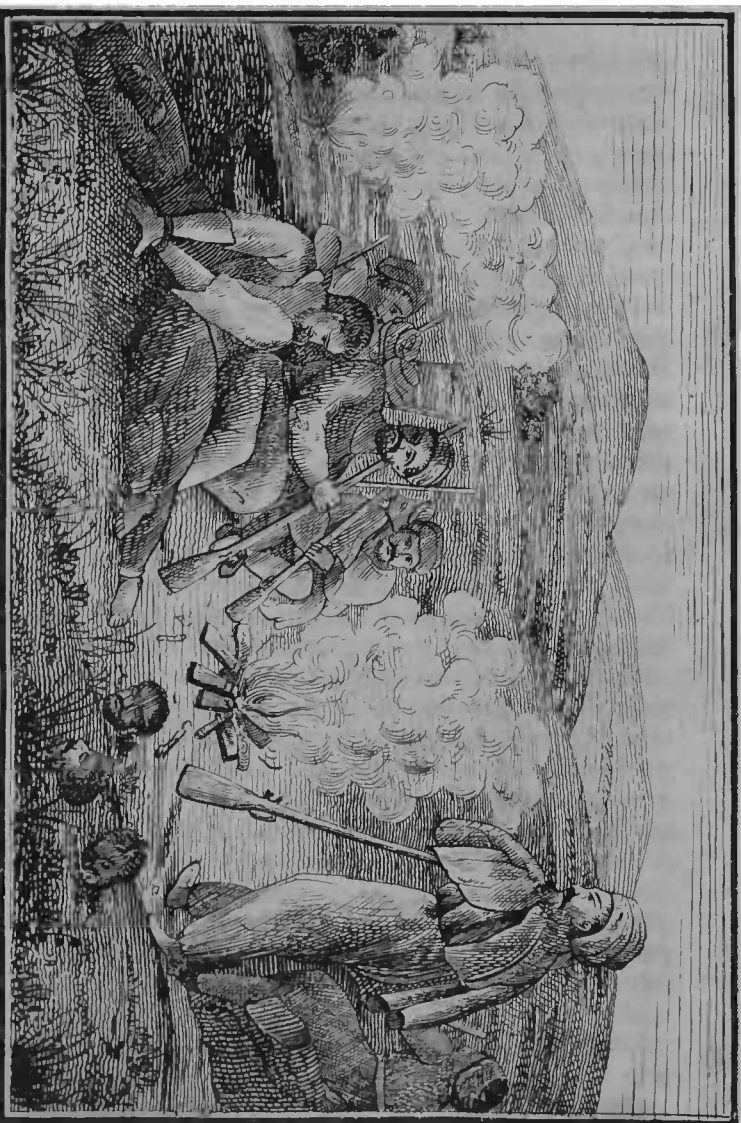
Wald von Oleander- und Pistazia-Sträuchern ein, der je tiefer, desto dichter wurde. Da uns überhaupt von keinem Unglück träumte, so erhöhte gerade dieß, daß wir so gut, wie unbewaffnet waren, unsern Muth, gleichsam, als ob wir es mit einem Feinde zu thun hätten, der zu edel dünkte, um sich an harmlosen Leuten zu vergreifen. Unbesorgt gingen wir daher, da das Holz, welches wir gefällt hatten, grün und naß war, tiefer ins Gebüsch, in der Hoffnung, trockenere zu finden. Dieß fanden wir auch, und waren eben im Begriff, das gefällte einzusammeln, als ich plötzlich Pferdetritte hörte, und im Umblicken einige Rothmützen durch die nahen Zweige grinsen sah. Es waren Beduinen, welche von ihren Pferden stiegen, um sich niederzulassen. Obschon es uns nun eben nicht die angenehmste Ueberraschung verursachte, diese Tiger in unserer Nähe zu wissen, so ließen wir uns doch in der Arbeit nicht stören. Es blieb aber nicht bei der geringen Anzahl, sondern blitzschnell waren an 30 Mann beisammen. Da überlief uns doch einige Bangigkeit; es war kein Zweifel mehr, daß sie feindselige Absichten gegen uns hegten, und folglich hohe Zeit, an unsere Rettung zu denken. Jedoch in demselben Augenblicke sahen wir uns von ihnen umzingelt; die eine Parthie griff nach meinen Kameraden, die andere, mit Säbeln und Pistolen bewaffnet, nach mir. Mich zu vertheidigen, war ich außer Stande; sie warfen mich zu boden, rissen mir die Kleider vom Leibe und in Stücken, banden mir Hände und Füße und legten mich auf ein Maulthier. Hierzu also sollten die Stricke dienen, welche ich mitgebracht hatte; und wer weiß, was mit mir geschehn, wenn auch ich mit dem Beile in der Hand betroffen worden wäre.

Zweites Kapitel.

Sklavendienste. — Ben-Samum, der erste Häuptling, und Sidi Ali Ben-Ahha, der erste Heilige der Kabailen.

Vor Schrecken sinnlos und ohne alles Bewußtsein wurde ich durch die Metitschad nach dem hohen Gebirge geschleppt. Soviel ich in diesem Zustande bemerken konnte, war dasselbe von außerordentlicher Höhe; denn wir hatten oft eine halbe Stunde lang bis zum Gipfel der Berge zu steigen. Die Waldungen, mit denen es fast überall bedeckt ist, bestanden meistens aus Oleander- und Wachholderbäumen. Zwischen den einzelnen Gebirgsketten lag allemal ein schmales Thal, welches urbar und angebaut war. Aber nicht in diesen Thälern, noch auch auf den Gipfeln halten sich die Bewohner des Atlas auf, sondern in den Klüften haben sie ihre Wohnungen angebracht, um sie vor feindlichen Ueberfällen und im Winter vor dem Wasser zu schützen. Den südlichen Theil des Atlas bewohnen Türken und Araber, den nördlichen gegen Westen die Hadschuten, gegen Osten die Kabailen. Je tiefer wir ins Innere drangen, desto stärker war die Bevölkerung, so daß ich oft alle 1000 Schritt ein Dorf mit Zelten fand; die Thäler wurden immer breiter, oft 3 — 4 Stunden breit und 8 bis 10 Stunden lang und der Boden immer fruchtbarer, besonders an Weiden für das Vieh.

Es mochte gegen 10 Uhr Abends sein, als ich mich plötzlich von mehreren Feuern umgeben sah, sogleich unsanft vom Maulthiere heruntergerissen und in



einem Kreise von mehr als 200 bewaffneten Bauern niedergesetzt wurde. Hier saß ich nun in banger Erwartung des Schicksals, welches die Anmepfchen über mich verhängen würden, und dieses konnte mir, nach frühern Vorfällen zu urtheilen, die man mir erzählt hatte, keinen Augenblick zweifelhaft bleiben. Durch ein Geräusch ward ich plötzlich aus meinem Tieffinne geweckt; eine Schaar von Beduinen näherte sich uns, und Welch ein Schrecken überfiel mich! indem ich aufblicke, erkenne ich die abgeschlagenen Köpfe von drei meiner Kameraden und den vierten zwar noch lebend, aber über und über mit Blut bedeckt. Es war derselbe, der, wie ich, kein Beil getragen hatte, mit Namen Bernhard Zabe, aus Landau gebürtig. Die Barbaren setzten ihn zur mir, er fiel aber betäubt und besinnungslos zurück und war nicht im Stande, mir zu antworten, als ich mit ihm zu sprechen versuchte. Einen Augenblick bangte mir für sein Leben; da aber jene die drei Köpfe vor unsere Füße rollten und in einen Kreis zusammentraten, um, wie ich aus den Gebärden abnahm, über unser Schicksal einen Beschluß zu fassen, da gönnte ich ihm von Herzen, daß der natürliche Tod ihn aus ihren Händen entriffe und hätte selber gern mit ihm getauscht. Die Berathung dauerte sehr lange; die Mattigkeit überwältigte mich und ich schließ trotz meiner Angst unter freiem Himmel ein. Nie in meinem Leben erinnere ich mich einen so entsetzlichen Traum gehabt zu haben, als in dieser verhängnißvollen Nacht. — Die aufgeregte Phantasie zeigte mir meinen eigenen Schädel bald auf der Spitze eines Degens, bald in den Fäusten der Beduinen, welche damit wie mit den übrigen Köpfen meiner Kameraden ihr Spiel trieben, wobei unsere Rümpfe die Stelle der Regel vertreten mußten. Dazwischen erscholl von Zeit zu Zeit das Hohngelächter der Barbaren; und

eben sah ich meinen Rumpf unter lautem Geschrei auf seinen ihm entgegen rollenden Schädel zuschreiten und denselben emporheben, als ich mit einem Angstschrei erwachte. — Es war noch dunkel; vollkommene Stille herrschte um mich her, und Niemand als die Wächter waren zurückgeblieben. Mein Leidensgefährte schlief noch, und als er mit Tagesanbruch erwachte, war er wieder ganz zu sich gekommen und freute sich sehr, mich noch am Leben zu finden. Als ein gutes Zeichen betrachteten wir es, daß uns etwas Brod und Wasser gereicht wurde; und wir hatten es kaum genossen, so kamen die übrigen Beditinen zurück, banden uns die Beine los, ohne jedoch unsere Hände ihrer Fesseln zu entledigen, und nun ging die Reise unter einer Bedeckung von 12 Mann von da weiter ins Gebirge.

Nackend und ohne Schuhe, der größten Sonnenhitze und den Stichen unzähliger Fliegen und anderer Insekten ausgesetzt, wurden wir noch obendrein mit Prügeln und andern Mißhandlungen so heftig angetrieben, daß wir, wiewohl von dem gestrigen Transport noch an allen Gliedern gelähmt, auch an diesem Tage 10 Stunden zurücklegten. Abends 6 Uhr wurde vor dem Hause eines reichen Arabers, eines Marabutt oder Heiligen, Halt gemacht. Das gesammte Volk lief neugierig um uns zusammen und schrie mannichfach durch einander, was wir damals nicht verstanden. Nachdem es endlich seine Neugierde befriedigt hatte, nahm man uns die Fesseln ab und brachte uns in ein naheliegendes, einer Höhle ähnliches Gebäude. Todmüde von der langen Reise, setzten wir uns auf die Erde und verbanden, so gut wir konnten, unsere verwundeten Füße. Bald darauf erschien nun der Herr des Hauses, ein dicker beleibter Mann, mit einem

Rosenkranz in der Hand, besah uns von Kopf zu Fuß und ließ uns ein wenig Buttermilch und Brod reichen. Nach diesem setzte er sich mit unsern Begleitern und zahlte ihnen eine Summe Geldes in dortiger Landesmünze, wie viel? weiß ich nicht. Wir sahen nun wohl, daß wir verkauft waren, und der Gedanke, einer lebenslänglichen Sklaverei entgegenzugehen, auf immer vom Vaterlande und den lieben Verwandten getrennt zu sein, machte auf uns einen schrecklichen und empörenden Eindruck. Das Loos eines Tagelöhners, ja Bettlers in der Heimath erschien mir in diesem Augenblicke als ein beneidenswerthes Glück, und ich hätte viel darum gegeben, wenn ich sogar wieder in die Urwälder Südamerika's zurück versetzt worden wäre, wo mir doch nicht alle Hoffnung abgeschnitten war, mir ein Stück Waldes zugleich die Aussicht auf ein erträglicheres Dasein zu lichten.

Unsere Begleiter traten sofort ihre Rückreise an, und wir wurden von andern Leuten aufs Neue bewacht. Am andern Morgen führte uns unser Herr in Begleitung der Wächter außerhalb des Dorfes und zeigte uns einen schon angefangenen Brunnen, welcher fertig gemacht werden sollte. Wir schritten sogleich zur Arbeit, die aber des steinigten Erdreichs wegen, uns sehr sauer ankam. Dabei war trocknes Gerstenbrod mit Wasser unsere einzige Kost; und Beleidigungen und Stöße hatten wir von allen Seiten zu ertragen. Was aber ihren Schimpfreden den Stachel benahm, war, daß wir dieselben nicht verstanden. Gewisse arabische Wörter erregten vor allen unsere Aufmerksamkeit, weil sie dieselben den Tag über mehr denn hundertmal wiederholten. Jeder Araber und Beduine nämlich, der uns begegnete oder uns bei der Arbeit erblickte, rief uns das Wort zu: Schehet!

(schwört!), und da wir ihm nicht darauf antworten konnten, so sagte er uns die Laute vor:

Gulluleilerheilalantahummeterasolala *).

Es ist dies ihr religiöser Schwur, womit sie, wie mir scheint, Gott und Mahomed bekennen. Späterhin frug ich einen Marabut in Constantine nach der Bedeutung dieser Worte und erhielt die Antwort, daß kein Mensch außer Gott allein dieselbe kenne, ein Beweis, wie sehr die Sprache dieser Völker der arabischen, in welcher vermuthlich ihre Gebetformeln verfaßt sind, entfremdet worden ist.

Auf ihr Verlangen plapperten wir ihnen diese Laute mehrmals nach; sie fanden sie aber immer unrichtig, weil wir nämlich ihre Anrede „gullu“ (sprich!) als zur Formel gehörig fortwährend mit aussprachen, stießen und schimpften uns deshalb und setzten uns noch ferner allen möglichen Kränkungen aus.

Schon mehrere Tage hatten wir auf das Brunnengraben verwendet, aber noch kein Wasser gefunden. Unser Herr sah ein, daß wir der Arbeit nicht gewachsen waren, und da er sich sonst auch keinen Vortheil von uns versprechen mochte, so entfernte er sich eines Tages und verkaufte uns an einen andern. Am folgenden Morgen wurden wir gebunden und unter eben so starker Bedeckung als vorher unserm neuen Herrn überliefert. Der Weg, den wir nahmen, führte durch mehrere Gebirge und Thäler; am zweiten Tage traten wir in eine große, 3 — 4 Stunden breite Ebene ein,

*) Soll heißen:

Gullu: Le illah il Allah, Mahomet Rasoul Allah! zu deutsch:
Sprich: Es ist nur ein Gott, Mahomet ist Gottes Prophet!
Es ist die Glaubensformel der Moslim und arabisch.

Anm. d. Setzers.

machten plötzlich lings um, und verfolgten die Ebene 6 Stunden, wo wir dann wieder ins Gebirge und wieder nach einigen Stunden an unserm Bestimmungs-ort ankamen. Hier wohnte Ben-Samum, der berühmteste und gefürchtetste Häuptling der Kaballen und Araber, von dessen Thaten wir schon in Algier gehört hatten. Obwohl wild und barbarisch von Aussehn, nahm er uns doch etwas freundlicher auf, als unser voriger Herr, und legte uns sogleich auf französisch die Frage vor: ob wir geborne Franzosen oder von einer andern Nation gebürtig wären. Auf unsere Antwort: „Deutsche,“ nahm sein Gesicht einen viel freundlicheren Ausdruck an, er ließ uns in seine Hütte treten, der Fesseln entledigen und niederlegen. Ein schwarzer Leibeigner brachte uns auf seinen Befehl ein Stück weißes Brod und etwas Milch, und, weil wir ganz erschöpft und krank von der Reise kamen, wurden uns drei Tage zur Erholung gegönnt. Am Morgen des vierten Tages aber führte er uns zum Dorfe hinaus und befahl uns, um einen sehr geräumigen Garten eine Mauer von Steinen zu errichten. Diese Arbeit dauerte drei volle Wochen, und wir waren noch nicht fertig, als ihm die Zeit auch schon zu lang wurde und er durch einen neuen Handel mehr von uns zu gewinnen glaubte. Eines Tages rief er uns zu sich und eröffnete uns, er wolle uns zu einem guten Freunde bringen, der uns als Christen kennen zu lernen wünschte. Schon wieder also eine höchst beschwerliche dreitägige Reise.

Ehe wir aber von Ben-Samum scheiden, möchte es vielen meiner Leser interessant sein, über diesen geschichtlich merkwürdigen Mann einige Details von mir zu erhalten. Ich theile daher mit, soviel zu meiner eigenen Kenntniß über ihn gekommen ist. — Ben-Samum ist ein Mann von mittlerer Statur, nach

ten Heiligkeit steht. Er wohnt am Fuße des Dschordschora, des erhabensten Gipfels des Atlas, der an Höhe mit unsern Alpen wetteifert. Dieser Berg ist zur Hälfte mit Gesträuch, sonst aber bis gegen Osten mit Schnee bedeckt, welcher auch dann noch Spuren in den Klüften zurückläßt; er fällt von der südlichen und südwestlichen Seite schroff ab und ist nach Osten hin mit einer wohl einige 100 Fuß niedrigeren Gebirgskette verbunden. Ein Gemsenjäger würde auf demselben sehr gute Beute machen. Im Norden des Dschordschora zieht sich, von Westen nach Norden umspringend, ein sehr anmuthiges und fruchtbares Thal, welches reich mit Olivenwäldern besetzt und von einem kristallhellen Bache, der mehrere Mühlen treibt, durchschlängelt wird. Im Winkel dieses Thales liegt Ali Ben-Aissa's Wohnung, ein gewöhnliches viereckiges Gebäude, mit einem Hofraum und einer Mauer umgeben. Gegenüber liegt seine Marabidin, eine Kirche, in welcher er mit seinen Unterthanen seine Andacht verrichtet.

Bei unserer Ankunft sahen wir uns fogleich von zahllosem Volk umringt, schreiend und jubelnd stürmte es auf uns los, und wir liefen Gefahr, gesteinigt zu werden, wenn nicht der Heilige mit seinem Rosenkranze ein Zeichen gegeben hätte, worauf alle sich ruhig zurückzogen und in ehrerbietiger Entfernung den Ausgang des Schauspiels erwarteten. Der heilige ließ uns in die Vorhalle seines Bethauses führen und etwas Brod mit Olivenöl zur Stärkung reichen. Gleich der erste Anblick dieses milden und wahrhaft frommen Greises machte auf uns einen überaus wohlthätigen Eindruck und ließ uns wieder Hoffnung zu unserer Rettung fassen, an welcher wir bereits ganz verzweifelt hatten. In der That ging es uns hier sehr erträglich, denn wir hatten keine schwere Arbeiten

zu verrichten, sondern einen Tag wie den andern bloß die Kühe zu hüten, des Abends Futter für die Pferde und Maulthiere und Holz für die Küche zu holen. Das einzige, was uns lästig fiel, war das Bestreben des Alten, uns zu Bekennern des Islams zu machen. Wir mußten regelmäßig nach gethauer Arbeit an den Abendversammlungen Theil nehmen, wo er, vor seiner Moschee im Kreise seiner Nachbarn (unter denen viele Juden sind, die in der Nähe ein ganzes Dorf inne haben) sitzend, sich mit ihnen über Handel und Wandel, über den Ackerbau und die französischen Besitzungen und Einrichtungen unterhielt. Ich und mein Leidensgefährte verstanden von alledem kein Wort, weil die Kabailen und Araber untereinander sehr schnell sprechen und alle ihre Konsonanten durch die Kehle schnarzen. Zu gewissen Tageszeiten nahm er uns allein vor, lehrte uns den Schwur richtig aussprechen und das Hamdulelei, ein Gebet, das ungefähr die Länge des Vaterunsers hat, ihm nachsagen. Es fiel uns schwer, es zu merken, indem wir kein Wort davon verstanden. Ich nahm daher Tinte und Feder und schrieb es in deutschen Lettern nieder; und binnen einer Stunde hätten wir es unserm Gedächtnisse eingepägt. Wir gingen zu unserm Herrn, und wie erschrad und erstaunte er, da wir ihm das ganze Gebet wie Papageien vorplapperten! Er machte das Ereigniß sofort der ganzen Umgegend bekannt und schenkte uns seit dieser Zeit seine besondere Freundschaft und eine bessere Kost. Später lehrte er uns die Formeln zum Waschen vor dem Gebet und das Beten selbst. Nun war noch ein Hauptakt übrig, welcher den förmlichen Uebertritt zum Islam bezeichnet, nämlich die Beschneidung. Zu dieser aber waren wir auf keine Weise zu bewegen. Auf die erste bestimmte Aufforderung gaben wir ihm eine mehr ausweichende als ver-

neinende Antwort, wogegen er erklärte, daß er uns hierin keinen Zwang anthun würde, indem solches die Grundsätze seiner Religion verböten, es sollte ihm aber leid thun, da er im Falle einer fortgesetzten Weigerung uns nicht in seinem Hause behalten dürfte. Endlich waren anderthalb Monate seit unserer Ankunft verstrichen, und wir hatten zwar in der arabischen Sprache gute Fortschritte gemacht, waren aber in unsern Begriffen von der Vortrefflichkeit des Islams noch zu weit zurück, als daß wir es hätten über uns gewinnen können, den heiligen Lehren des Christenthums zu entsagen. Da riß ihm die Geduld: mit Thränen in den Augen eröffnete er uns, daß, da wir nun einmal keine Muhammedaner werden wollten, es ihm nicht länger erlaubt sei, Ungläubige zu beherbergen, und ihm nichts übrig bleibe, als uns dem Bei von Constantine zur Verfügung zu stellen, der uns wahrscheinlicher Weise einen Kopf kürzer machen lassen würde. Auch diese Drohung konnte unsern Widerstand nicht besiegen, und wir zogen es vor, unser Schicksal in Constantine zu erwarten. Der würdige Greis nahm unsere Antwort mit der dem Moslemen eigenen Entsagung auf, zürnte nicht weiter auf uns, sondern schickte uns sofort mit einer Bedeckung nach Constantine.

Sidi Ali Ben-Nissa war damals ein hoch in den Sechzigern stehender Greis von nicht hohem Körperbau, mit länglich-rundem Gesicht und einem grauen, ins Weiße fallenden Barte, der ihm besonders ehrwürdiges Ansehn gab. Seine Kleidung besteht in einer weißen Hose oder in einer weißen baumwollenen Cantora, einem mit Seide durchwirkten wollenen Haikh und einem Burnuß. Selten trägt er einen Turban, gewöhnlich einen weißen wollenen Strick oder eine rothe Mütze, worüber das Haikh gedeckt ist. Er hat

vier Weiber und lebt ruhig und angenehm mit seiner zahlreichen Familie. Obwohl er sehr reich ist, so werden ihm doch von seinen Unterthanen Früchte und Vieh umsonst geliefert. — Um die Haushaltung bekümmert er sich nicht, sondern Alles: die Erhaltung seiner Wohnungen und Viehherden, die Einnahme der Zinsen, Handel und Wirthschaft des Hauses, überläßt er seinem Schwager Sidi Muhammet, der auch als Krieger sich auszeichnet. Er besucht alle Märkte, um bei etwaigen Händeln den Schiedsrichter zu machen; in seinen Ausdrücken besitzt er eine ungemeine Kraft, und jedes Wort, das aus seinem Munde kommt, ist den Kabailen heilig. An Gefechten nimmt er keinen Antheil; aber auf seinen Befehl stürzen Tausende sich in den blutigsten Kampf.

Während meines Aufenthaltes bei ihm entstand eines Tages plötzlich ein Aufruf zum Angriffe der Franzosen in Buchhia. Ich habe gesehen, daß man hierzu keinen Tambour und Generalmarsch nöthig hatte. Eine Stafette mit einem Briefe benachrichtigte unsern Herrn von der Stunde des Aufbruchs; des Morgens 8 Uhr, als noch alles ruhig und bei seinem Geschäfte war, gab er Einigen den Befehl; in zwei Minuten saßen diese bewaffnet zu Pferde, sprengten mit Blitzesschnelle auf die höchsten Gipfel des Gebirgs und schreien mit einem so hellerschallendem Tone, daß man sie wohl zwei Stunden weit hören konnte. Die Entferntesten verstanden diesen Ruf, stiegen ebenfalls auf die Berge und pflanzten ihn immer weiter und weiter, und schon nach einer halben Stunde wimmelte die ganze Gegend von Kriegern zu Fuß und zu Ross. Ungesäumt ging der Zug, von den Vornehmsten der Kabailen geführt, vorwärts und kehrte erst nach drei Tagen zurück, wahrscheinlich aber unverrichteter Sache;

denn ich sah weder Gefangene noch Beute, und nur aus ihren Reden merkte ich, daß etwas Großes und Wichtiges sich ereignet haben müsse.

Drittes Kapitel.

Reise nach Constantine. — Die Moro, — Schatzgräberei. — Grausamkeit eines Kulugli.

Die letzte Handlung des Ben = Aissa, welche mit seinem Charakter so sehr in Widerspruch steht, zeigte mir den Islam in einem viel helleren Lichte, als alle die Lehren, welche er uns einzuprägen gesucht hatte. Denn nur dem Einflusse der Religion, welche die Ungläubigen zu verfolgen und zu vernichten befiehlt, konnte ich die Grausamkeit der Kabailen, eines sonst nicht unedlen Volkes, und die Hartherzigkeit ihres heiligsten Marabuts zuschreiben. Von welcher Art aber mußte erst unser Loos sein, wenn wir einem Volke in die Hände fielen, dessen Fanatismus durch seinen Charakter noch erhöht wurde? Als ein solches, nämlich als ein bössartiges, räuberisches Volk, wovon uns die Moro oder Mauern von den Kabailen selbst geschildert worden, deren Gebiet wir auf unserer Reise zu passiren hatten.

Sieben Tage lang zogen wir durch das Gebirge der Kabailen, und am achten überstiegen wir den letzten hohen Berg, welcher die Grenze zwischen ihnen und dem Moro bildet. Sidi Ali Ben = Aissa hatte beim Abschiede, da unsere Nacktheit sein menschlich-

fühlendes Herz zum Mitleid rührte, jedem von uns einen alten Mantel (Burnuß) und ein altes wollenes Hemd (Cantora) mit auf den Weg gegeben. Raun waren wir von unsern Begleitern den maurischen übergeben und einige 1000 Schritt weit geführt, so wurden wir von diesen aufs Schmäblichste mißhandelt und unter Stößen und Schlägen fast ganz nackt ausgezogen. Es war im Juni. Numidiens Sonne brannte uns fürchterlich auf den bloßen Scheitel und Rücken. Die dort einheimischen bössartigen Fliegen, deren Bekanntschaft wir schon früher gemacht, hatten sich in der Ebene schaarenweis wieder eingefunden und quälten uns bis aufs Blut, und um das Maaß unserer Leiden voll zu machen, so weit wir auch spähten, nirgends ein Baum, nicht einmal ein Busch, der uns einige Minuten lang Schatten und Ruhe gewährt hätte. Indem ich mir jetzt jene Qualen vergegenwärtige, begreife ich nicht, wie mein nicht eben stark constituirter Körper dieselben aushalten konnte. Ueber und unter mir sengt es, wie höllisches Feuer; mein Blut kochte, meine Ohren brausten, mein Gehirn wüthete, meine Füße bluteten, mein ganzer Oberleib war eine Musterkarte von Stichen und Beulen. Und doch! was waren diese Leiden gegen die der Seele? gegen die Angst vor dem Martertode in Constantine, den unsere Begleiter uns mit teuflischer Schadenfreude durch Worte und Gebärden auszumalen suchten, gegen die fortwährenden Kränkungen und Schimpfreden, womit wir von allen Seiten überschüttet wurden? So oft wir ein Dorf passirten, lief das Volk haufenweise zusammen: „Zwei Christen, und noch dazu Franzosen!“ rief einer dem andern zu, „köpft sie, schlachtet sie!“ und so mit Knütteln, Sichelu, Messern, Säbeln, was jedem zur Hand war, stürzten sie auf uns los, um uns den Garauß zu machen, und nur die Habsucht

unserer Wächter, die für uns eine erkleckliche Summe vom Bey zu lösen hofften, verdanken wir die Erhaltung unseres Lebens. Wie tief diese Menschenrasse noch in Rohheit und Barbarei versunken ist, beweist die Vorstellung, die sie sich von der Gestalt eines Christen machten. In einem Dorfe, wo wir rasteten, hatten wir die Ehre, zuerst unter den Pferden und Maulthieren unserer Wächter aufgesucht zu werden, und erst als sie uns hier nicht fanden, schrien sie: „Wo sind die Keger?“ und auf die Antwort, daß wir gebunden dem Troffe nachfolgten, stürmten sie mit Mordinstrumenten auf uns los. Kaum kann ich Worte finden, meine Gefühle bei diesen und ähnlichen Begegnissen zu beschreiben. Man erzählt sich von Unglücklichen, welche durch Bösewichter in die Falle gelockt, emporgehängt und so lange gepeitscht werden, bis sie in Wuth gerathen und einen Geifer entwickeln, dessen sie sich als eines sehr wirksamen Giftes bedienen. Demähnlich ungefähr war mein Gemüthszustand auf dieser ganzen Reise.

Als wir das letzterwähnte Dorf verlassen hatten, brauchten unsere Begleiter die Vorsicht, jedes Dorf zu meiden, um nicht durch unsere Ermordung des gehofften Preises zu verfehlen; und so hatten wir einen Tag lang Ruhe. Desto schauderhafter aber ging es uns am folgenden. Die Unzugänglichkeit der Gegend nöthigte uns, einen Weg einzuschlagen, welcher wieder durch 5 — 6 Dörfer führte. Kaum hatten die Bewohner vernommen, daß gefangene Christen vorüberkämen, so stürzten auch schon aus allen Hütten halbnackende Weiber mit Sichel und Messern auf uns ein; zum Glück waren ihre Männer nicht zu Hause, indem sie sich weit davon mit Fruchtschneiden beschäftigten. Denn welche Wüthriche mußten sie sein, da

Weiber, denen man doch in der Regel mehr Zartgefühl als den Männern zuschreibt, sich als solche Scheusale bewiesen. Mit der äußersten Wuth verlangten sie unsere Köpfe; wo nicht, so würden sie sich an den Führern selbst vergreifen. Da war guter Rath theuer; unsern Führern blieb nichts übrig, als uns für Renegaten auszugeben. Aber auch diese List, welche für weibliche Wesen berechnet schien, verfing nichts bei dieser aller Schaam entkleideten Brut. Der Lärm war auf einen Augenblick gedämpft; da entsteht ein Gemurmel, und eine der wüthendsten schreit aus den Haufen heraus: „Moslemen? gut! dann sind sie beschnitten; davon können wir uns alsbald überzeugen.“ Lauter Beifall begleitete diese Worte, alle Messer und Sicheln erhoben sich, und — nun folgte eine Scene, über welche ich den Vorhang ziehe, um nicht auch noch vor gesitteten Augen erröthen zu müssen. Der Täuschung folgte unbegrenzte Wuth. Noch ungestümer forderten sie unsere Köpfe oder die der Führer, versperreten ihnen den Weg, und einige eilten fort, um, wie sie sagten, ihre Männer zu holen. Statt deren sahen wir sie nach einigen Minuten mit mehr denn 3000 Weibern zurückkommen; wogegen freilich unsere Begleitung zu schwach war. Aus dieser Noth rettete uns endlich noch der Kaid oder Vorsteher des Dorfes, der aus Furcht bei dem Bey in Ungnade zu fallen, es sich angelegen sein ließ, uns den Durchzug zu bewirken. Aber noch eine große Strecke weit wurden wir von den Flüchen und Verwünschungen jener Furien verfolgt.

Noch muß ich hier ein Curiosum nachholen, welches uns in der Ebene von Setif, südöstlich von der kleinen Stadt Jammarah, begegnete, als wir daselbst in einem Dorfe übernachteten. Die Bauern ließen uns nämlich zu einer benachbarten alten Ruine führen,

welche sie Sultan Setif benannten. Sie bestand aus einer alten viereckigen Mauer von noch ohngefähr 30 Fuß Höhe und einem getrennt von ihr dahinterstehenden Thurme, der 20 — 30 Fuß höher war. In diesem Thurme lagen mehrere Quadersteine mit lateinischer, aber unleserlich gewordener Inschrift. Die Bauern behaupteten, daß an der Außenseite der Mauer, an einer Stelle, wo eine Platte, wie ein Deckel sich aus dem Boden heben ließ, ein Schatz vergraben wäre; es könnte ihn aber kein Muhamedaner, sondern nur ein Christ heben, dem die früher hier begrabenen Christen ihn entdecken und zukommen lassen würden. Sie hatten daher Hacken und andere Geräthe mitgebracht und ließen uns lange Zeit an der bezeichneten Stelle graben; aber wer nichts fand, waren wir, und davon oder vielmehr, daß wir den Schatz nicht verrathen wollten, mußte nun ganz allein unsere Reizerschaft schuld sein.

Die Felsenhöhen von Constantine lagen endlich vor unsern Augen, und es war die höchste Zeit, daß wir die Stadt erreichten, denn wir waren der Auflösung nahe. Aber Ruhe ward uns auch am Ziele noch nicht zu Theil, und je näher, je schwerer ward uns das Kreuz, mit welchem wir diesen unsern Leidensberg zu ersteigen hatten. Bangigkeit und Wehmuth hatten uns so sehr übermannt, daß wir auf das Anrufen eines uns begegnenden Soldaten (eines Kulugli, der zur Leibgarde des Bey gehörte): Wer wir wären? keine Antwort zu geben wußten und erst nach Wiederholung der Frage das Wort „Franzosen“ hervorstammelten. kaum gesagt, machte der Barbar auch schon Anstalt, uns vom Leben zum Tode zu befördern. „Gebt nur her!“ rief er den Mauren, welche ihm Vorstellungen zu machen wagten, in einem rauhen, fast humoristischen Tone zu, „ihr könnt euch den Weg

ersparen, ich selbst werde dem Bey die Köpfe richtig überliefern.“ Und so, ohne lange zu sackeln, wobei ihm die den Mauren eigene Furcht vor den Türken und ihren Blutsverwandten, den Kulugli, zu statten kam, packte er meinen Kameraden, stürzte ihn nieder und befahl den Bauern, mir einstweilen eine Schlinge um den Hals zu werfen; was augenblicklich geschah; und eben wollte er ihm mit seinem Yatagan den tödtlichen Streich versetzen, als sich eine Stimme hören ließ, welche ihn einzuhalten vermochte. Ein weißgekleideter Mann kam daher geritten, und redete den Soldaten auf türkisch an, worauf wir sogleich freigegeben und in die Stadt geführt wurden.

Viertes Kapitel.

Empfang in Constantine. — Der Paschamba Ali Ben-Aissa. —
Sacklasten: Scene. — Prognostikon. — Achmed-el-Habschi. —
Verhör und Urtheil.

War es Mitleid, was den Araber zu unserer Rettung herbetrieb? oder nur Pflicht, den Soldaten an einem Eingriffe in die Rechte seines Herrn zu verhindern? Ich habe es nicht erfahren können; aber gewiß hatten wir auch hier wieder den Finger der Vorsehung zu verehren, die uns schon so oft aus den äußersten Gefahren errettet hatte.

Da vorauszusehn war, daß wir bei jedem nächsten Schritte dieselbe Gefahr laufen würden, so hatte jener Mann unsern Führern noch den Rath gegeben,

ehe sie die Stadt beträten, unsere Ankunft dem Paschamba oder Kommandanten von Constantine melden zu lassen. Dieser wagte es nicht, uns ohne die Erlaubniß des Bey der Wuth des Volkes preis zu geben, und schickte 40 Soldaten, die uns zu seiner Hauptwache im alten Schlosse begleiten sollten. Der Zug ging vorwärts; auf der Seite, wo wir in die Stadt einzogen, hatten wir noch einen ziemlich hohen Berg zu ersteigen; dieß hielt aber die Bürger nicht ab, uns bis zum Fuße desselben entgegenzueilen. Ihr furchtbares Geschrei abgerechnet, ging der Zug bis zum Thore glücklich von statten. Hier nahm uns das Militair in die Mitte, wohlwissend, welche Mühe und Arbeit es kosten würde, um uns lebendig bis zum Kommandanten zu schaffen; und Arm an Arm gebunden, wie zwei Schlachtopfer, welche weder wissen, wohin sie gebracht, noch was mit ihnen gemacht werden soll, ließen wir uns mechanisch vom Gedränge fortbewegen. Die Wuth der Constantiner äußerte sich auf die schrecklichste Art. Die ganze Stadt gerieth in Allarm, in allen Straßen erscholl das Geschrei: „Christen, Franzosen.“ Tausende strömten herzu und riefen: „Röpst sie, verbrennt sie, gebt sie in unsere Hände.“ Die Soldaten vertheidigten uns mit Gefahr des eignen Lebens, nicht aus Menschlichkeit, sondern um dem despotischen Befehle des Paschamba pünktlich nachzukommen. Mit gezogenen Säbeln hieben sie rechts und links in die eindringende Menge, welche ihrerseits wieder durch Steinwürfe sich an uns und ihnen zu rächen suchte. Und diese Verfolgung nahm nicht eher ihr Ende, als bis wir auf der Hauptwache, mit Wunden und Beulen bedeckt, ankamen.

Jetzt standen wir vor dem Paschamba Ali Ben-Aissa, einem Kabail von Geburt, 58 — bis 60 Jahr alt,

mit länglichem Gesicht und eigem dünnen grauen Bart am Kinn. Nachdem er das Volk durch die Wachtmannschaft hatte zur Ruhe bringen lassen, betrachtete er uns eine Zeit lang und schickte uns sofort mit einer neuen Bedeckung und einem Peger, der die Stadt hindurch einige uns unverständliche Worte ausrufen mußte, nach unserem Arrest.

Ein unsauberer, finsterner Behälter, in den weder Licht noch Lebensluft dringen konnte, nahm uns auf, und sogleich ward die Thür hinter uns geschlossen. In dieser Finsterniß saßen wir von Morgens 10 bis Nachmittags 5 Uhr, und Niemand fiel es ein, uns auch nur einen Bissen Brod zur Labung zu reichen; ja als endlich die Thür geöffnet wurde, geschah es nur, um die Schaulust des Volkes zu befriedigen, welches den Raid Dar (Aufseher der Gebäude des Bey, auch Mül el belad, d. h. Herr der Stadt, weil er alle Civilproceffe zu schlichten hatte) Hadisch Machmud so lange anlag, bis er dem überhandnehmenden Toben und Drängen nicht mehr widerstehen konnte. Da aber wegen der Enge unseres Käfigs die Menge nicht auf einmal hereindringen konnte, so mußte sie sich begnügen, einer nach dem andern vor den Guckkasten zu treten und uns zu begaffen. Das war ein Drängen und Stoßen der Ab- und Zutretenden, eine Ungebuld, auch endlich an die Reihe zu kommen und die Wunderthiere zu sehen, wozu man nur auf deutschen Jahrmärkten das Seitenstück findet; es fehlte bloß noch, daß der Wachehaltende Solvate von Jedem sich seinem Dreier zahlen ließ, so war die Illusion vollkommen. Wir beide freilich, die Gegenstände dieses Schauspiels, hatten damals nicht den Humor, um einen solchen Vergleich anzustellen; so über alle Maassen elend fühlten wir uns bei diesem grausamen Spiel. Vor körperlichen Mißhandlungen zwar wurden wir geschützt; aber von jedem

Hinzutretenden mit einem Fluche begrüßt, bei jeder Befremdung mit Schimpfworten überhäuft und jedesmal beim Abschiede ins Angesicht gespieen zu werden, und zwar vier volle Stunden lang, das war empörend. Abends 9 Uhr endlich ward — gefüttert, und wie heißhungerige Bestien fielen wir über das schwarze Brod und das Wasser her, das man uns darreichte. Bei solcher Kost verlebten wir acht Tage in diesem Kerker, und, obwohl von Krankheit befallen, hatten wir keinen Lumpen für unsere Blöße und nur harte Steine zum Ruhelager.

Mittlerweile hatte der Kommandant an den Bey berichtet und ließ uns auf erhaltenen Befehl nun ins Lager transportiren, wo wir nach 3 Tagen ankamen. Unterwegs begegneten uns mehrere Maulthiere, deren Ladung aus nichts anderm, als 254 Menschenköpfen bestand, die zur Belustigung nach Constantine geschafft wurden. Einige 100 Schritte weiter trafen wir auch mehrere verstümmelte Leichname, über die wir schreiten mußten, theils noch frisch, theils von Schakalen zerfressen. Zweifelsohne hatte der Bey diese Entseherregende Begegnung absichtlich veranstaltet, und ich muß gestehn, daß er sich hinsichtlich des Eindrucks, den dieser Anblick auf uns zu machen bestimmt war, mit nichten verrechnet hatte.

Das Gerücht unserer Ankunft war uns ins Lager vorausgeeilt und hatte daselbst allgemeinen Jubel erregt. Mit dem Rufe: „Tod den Regern!“ empfing uns die entgegeneilende Menge und begleitete uns bis vor das Zelt des Tyrannen. Zwanzig Schritte vor diesem Zelte mußten wir uns niedersetzen. Zu beiden Seiten des Eingangs standen 24 Mamlucken (Amelik, eigentlich Kulugli d. h. aus türkischem und arabischem Geblüt) und zwei Scharfrichter (Sir, ein bei diesen Barbaren sehr ehrenvolles Amt), hinter uns eine un-

zählbare Menge von Soldaten und Bauern, deren Ungebuld durch Lärmen und Toben sich zu erkennen gab. Endlich erschien der Bey, und mit einem Male herrschte Todtenstille.

Ehe ich aber zu dem Verhöre übergehe, welches nun mit uns angestellt wurde, scheint es angemessen, die Erzählung zu unterbrechen, um den Leser über die Herkunft des Bey, seine Persönlichkeit und Art, zu erscheinen, näher in Kenntniß zu setzen. Achmed ist der Sohn Muhammet's, der als Kalifa wegen seiner Grausamkeit auf Befehl des Dey von Algier erdroffelt wurde, und der Enkel Achmed's, eines Kulugli und früheren Bey von Constantine. Um sich und ihren Säugling vor dem Schicksale ihres Mannes zu bewahren, floh seine Mutter mit ihm in die Wüste Sahara, wo Ben-Gannah, ihr Bruder, einem mächtigen Berberstamme gehot. Durch dessen Einfluß gelang es später dem in der Wüste wild herangewachsenen Achmed, sich zum Kalifa oder Lieutenant von Constantine emporzuschwingen und sich wieder in den Besitz der Schätze seines Vaters zu setzen. Seiner Grausamkeit halber mehrmals verbannt, (unter andern auch nach Mekka, woher ihm der Beiname el Hadshi wurde) fand er doch immer wieder Mittel, die vorige Gunst, und zuletzt sogar den Posten des abgesetzten Ibrahim Bey von Constantine einzunehmen. Mit seiner Macht wuchs seine Wildheit, und im Jahre 1830 war er nahe daran, einer Verschwörung aller seiner Scheiks zu erliegen, als die Belagerung von Algier deren Ausbruch vereitelte. In Algier leistete er den Franzosen kräftigen Widerstand, und während der Uebergabe der Stadt zog er mit großem Erfolge und reicher Beute, angesehenener und furchtbarer als je, in sein Beylik zurück. Durch die türkische Miliz, die er in seine Dienste genommen, ward seine Herrschaft

noch einmal gefährdet, und schon im Begriff, dem von den Türken gewählten Bey zu weichen, gelang es ihm noch mit Hülfe der ihm treugebliebenen Kulugli, die Einwohner zu gewinnen und so die Empörer zu besiegen. Der Bey ward enthauptet, die türkische Miliz bis auf einige 30 Mann aufgelöst. Dies ungefähr sind die Ereignisse, welche meiner Ankunft vorhergingen. — Achmed ist von mittlerer Statur, corpulent und noch nicht über die Bierzig hinaus, was ich aus seinem Barte schloß, der noch ganz schwarz war, während alle dortigen Bewohner schon in ihrem 40sten Jahre graue Bärte tragen. Dieser Bart, der bis auf die Hälfte der Brust herabfällt, zwei große, schwarze, tief liegende Augen und ein unermüthlicher Ernst des Gesichts geben ihm ein sehr tyrannisches Ansehn. Nie verzieht er eine Miene zum Lachen, und selbst, wenn er lacht, giebt sich sein Inneres nur durch die Stimme zu erkennen. Er spricht geläufig, und mit sehr vernünftigem Tone. Sein Schritt ist langsam und majestätisch; seine Kleidung starrt von Gold, und ein Paar Pistolen und ein Schwert in goldener Scheide sind seine unzertrennlichen Gefährten.

Er nahm auf einem vor dem Zelte liegenden rothen Polster Platz; ein Mamluck, der Raidschibuf (Aufseher der Tabackspfeifen) überreichte ihm eine solche brennend, und der Kabaschia eine Tasse Kaffee, von welchem er in Gegenwart des Bey erst kosten mußte. Nachdem er uns eine Zeitlang beobachtet hatte, ließ er seinen Dolmetscher, einen Juden Namens Aron rufen, und befahl ihm, uns folgende Fragen vorzulegen: Auf welche Art wir gefangen worden? was für Landsleute wir wären? ob wir noch Aeltern, Geschwister, Weib und Kinder in der Heimath hätten? Nachdem wir alle diese Fragen, welche in französischer

Sprache an uns gerichtet wurden, und zwar die letzte mit Nein beantwortet hatten, gab er mit der Hand ein Zeichen, worauf ein Sir uns ergriff, und hinter die Zelte führte. Zu der letzten, der Wahrheit nicht ganz entsprechenden Antwort, bewog uns der Rath eines alten Spaniers, welcher 45 Jahre in Constantine gelebt hatte und uns im Kerker besuchte. Wir sollten ja alle Antworten, welche irgend eine Anhänglichkeit an die Heimath verriethen, vermeiden, wenn uns an der Erhaltung unseres Lebens gelegen wäre. Dieser menschenfreundliche Mann war in seiner Jugend mit seinen Aeltern bei Algier gefapert, und nachdem der Dey die letztern hatte hinrichten lassen, als Sklave nach Constantine verkauft worden. Hier hatte der Unglückliche viele Jahre unter dem Joch der Sklaverei geseufzt, und, da ihm jede Aussicht zur Wiedererlangung seiner Freiheit benommen war, die mohamedanische Religion angenommen, die jedoch, wie wir sahen, ihn auch nicht vor einem höchst kläglichen Zustande bewahrte.

Alles jubelte schon unserer Hinrichtung entgegen. Aber der Bey zögerte noch mit dem Ausspruche des Urtheils, nicht weil unsere List ihn günstig gestimmt, sondern, weil er uns die Ehre einer ausgesuchteren Todesart zugebacht hatte, die er erst ersinnen wollte. Deshalb wurden wir einstweilen mit aneinander geschlossenen Beinen auf dem Erdboden der Sonne ausgesetzt, und erhielten, um nicht darüber hinzuschmachten, etwas schwarzen Zwieback und Wasser in einem Ziegelfelle zur Nahrung. In diesem Zustande brachten wir 48 Stunden unter den schrecklichsten Stößen und Beleidigungen zu. Vor der Hand erging die Bekanntmachung, die uns durch einen Sir mitgetheilt wurde, daß der Bey uns am dritten Tage außerhalb des Lagers hinrichten lassen würde. Wir dankten Gott,

gleiteten. Dieser machte uns den Befehl des Bey bekannt, daß er uns arbeiten lassen sollte. Wir hatten zur Kleidung nur ein Stück eines alten Burnuß, weder Schuhe noch Kopfbedeckung, und es war auch keine Rede davon, daß uns dieselben gegeben werden sollten. Acht Wächter, eine Art geheimer Polizei, brachten uns nach der Citadelle; das Volk strömte schaarenweis herbei, doch hatte es bei bloßen Schimpfreden sein Bewenden. Die Arbeit, welche uns hier angewiesen wurde, bestand in Begräumung eines großen Haufens weißer Todtenschädel, die wohl 12000 an Zahl, noch aus der Zeit einer Schlacht mit dem Bey von Tunis hier abgeschlagen und liegen geblieben waren. Diese sollten nun außerhalb der Stadt begraben werden. Wir bekamen jeder einen Korb mit zwei Henkeln (Kuffa) und machten uns sofort an die Arbeit. Der erste Tag war der schlimmste; denn wir hatten mehr, als 3000 Schritt weit nach der Grube, und, wiewohl die Wächter uns bei jedem Gange begleiteten, war doch vor dem Gedränge der Jugend und der herbeieilenden Bauern fast gar kein Durchkommen, so daß sich der Raiddar genöthigt sah, uns außer den Aht noch eine besondere militairische Bedeckung zu geben, damit wir in unserer Arbeit nicht aufgehalten würden. Die Arbeitsstunden waren von Morgens 5 bis 11 Uhr, wo uns ein Wächter die gewöhnliche Portion Brod und Wasser brachte, und nachdem wir eine Stunde der Ruhe gepflegt, wieder von 12 Uhr Mittags bis 6 Uhr Abends, worauf wir ins Gefängniß zurückgeführt wurden. Die Hälfte unseres Brodes, weil uns weiter nichts verabreicht wurde, labte uns als Nachtbrod.

Diese Arbeit, mit mehrern kleinern Borrichtungen abwechselnd, dauerte vom 6ten Juli bis zum 28sten August 1832. Mit ihr kaum fertig, erwartete uns

schon wieder eine andere, nicht minder ekelhafte Beschäftigung. Constantine verdiente damals mit Recht den Namen „Herberge des Unflats,“ welchen ihr die Araber beilegten. Denn nicht nur war vor unserer Zeit der Straßenkehricht nie weggeschafft worden, sondern auch das krepirte Vieh ward meistens auf die Straße geworfen und verursachte einen pestilenziösen Gestank. Um nun diesen Augias-Stall endlich einmal auszumisten, wurden uns zwei Mauthiere mit überhängenden Körben (simbile) geliefert, vermittelst deren wir den Unflat zur Stadt hinaus transportirten; und wahrlich Herkules selbst wäre ohne Hülfe des Flusses nicht so schnell mit seinem Werke zu Stande gekommen, als wir mit dem unserigen; wir hatten aber auch alle Ursache, uns zu spüten, denn der Bey hatte sein Lager bereits abbrechen, und am 10ten Dec. 1832 zwei Stunden weit von Constantine aufschlagen lassen, um sofort seinen Einzug zu halten. Hierher zogen ihn sämtliche Großen und die angesehensten Bürger zu Pferde entgegen; alles übrige Volk strömte hinterdrein. Jene mußten in einer Entfernung von 100 Schritt vom Pferde steigen, mit Kreuzweise über die Brust geschlagenen Armen auf ihn zugehn, und, zum Zeichen der Freundschaft und Unterwürfigkeit, seinen Turban küssen. Das niedere Volk küßte ihn auf und in die rechte Hand, wogegen der Jude sich mit der linken begnügen mußte. Freilich geht diese Huldbigung Niemand von Herzen und ist nur eine durch die Furcht abgedrungene Ceremonie. Denn so oft der Bey der Stadt sich nähert, fängt Alles zu zittern und zu zagen an, Niemand wagt sich öffentlich zu zeigen, die Straßen sind wie ausgestorben; und umgekehrt: sobald er im Frühjahr die Stadt wieder verläßt, kehrt Freude und Muth in alle Gemüther zurück, und Alles kriecht aus den Schlupfwinkeln wieder hervor.

Den 12. Dec., Morgens 8 Uhr, eröffnete er unter Begleitung seines Musikchors, (wobei der Leser an nichts als mehrere große Trommeln, Pauken und ein Paar Klarinetten zu denken hat) seiner Mamlucken und Fußsoldaten und unter dem Jubelgeschrei des Pöbels seinen Einzug in die Stadt, wo ihn eine Salve von 7 Kanonenschüssen willkommen hieß. Uns selb ver- schaffte die durch den Zusammenfluß so vieler Menschen entstandene Aufregung einige Tage der Ruhe, um endlich einmal uns sammeln und reifere Betrachtungen über unsere Lage anstellen zu können. — Dem Tode waren wir entronnen; aber wer bürgte uns dafür, daß uns über kurz oder lang nicht dennoch die Laune des Despoten ereilen würde? Und war dies auch ein Leben, eine süße Gewohnheit des Daseins, das wir für den Tod eingetauscht hatten? fern vom Vaterlande, fern von mitleidenden Menschen, fern von Allem, womit unsere Existenz verwachsen war; in dem Lande der Löwen und Lieger, und unter Menschen, welche diese an Wildheit und Blutdurst noch übertrafen! Wären wir, wie Robinson, auf eine einsame, mitten im Weltmeere liegende, menschenleere Insel ausgefetzt worden, so war es doch immer besser alles Umgangs zu entbehren, als verhöhnt und zurückgestoßen zu werden; wir konnten doch unter Gottes freiem Himmel leben und uns eine uns zusagende, wenn auch noch so dürftige Existenz gründen. Hier aber waren wir aller Freiheit, selbst der körperlichen, beraubt, zum bloßen Werkzeuge in den Händen von Unmenschen herabgesunken, und hatten keine Aussicht als durch Verlängerung unserer Religion gleiche Rechte mit Barbaren zu erlangen. Denn in der Flucht unser Heil zu suchen, war mit zu großer Gefahr verknüpft und ein Fall, den ich später erzählen werde, benahm uns vollends hierzu den Muth. Es blieb uns nur die eine Hoff-

nung übrig, daß vielleicht Frankreichs Heere bis Constantine vordringen und uns befreien würden; aber diese Hoffnung lag damals noch in weitem Felde, und wir besaßen nicht die Körperkräfte, um in der Länge fortgesetzte Strapazen ertragen zu können! Wir sahen einer durchaus trostlosen Zukunft entgegen; und wenn ich nun in die Vergangenheit zurückblickte, und als die Ursache all dieses Unglücks meinen früheren Leichtsinn erkannte, so gefellten sich Vorwürfe und die bitterste Reue noch zu den äußeren Leiden hinzu und machten mich vollends elend. Dieser Seelenzustand machte endlich einer gänzlichen Dumpfheit und geistigen Erstarrung Platz, und erst als ein Zufall meine äußere Lage verbesserte, fiel der Gedanke an Gottes Vorsehung, wie ein Lichtstrahl wieder in mein verdüstertes Gemüth, und ist auch späterhin der Stern geblieben, der mich durch alle Trüb- und Drangsale geleitete.

Unsere Ruhe dauerte nicht lange. Schon am fünften Morgen öffnete sich unser Behälter, und wir erhielten die Weisung, außerhalb der Stadt eine Wasserleitung von 24 Fuß Breite und 16 Fuß Tiefe anzulegen, um, da in Constantine nicht ein einziger Brunnen ist, das Brunnenwasser näher nach der Stadt zu führen. Während dieser Arbeit trat der Winter ein, der mit langen anhaltenden Regengüssen, kaltem Nordwinde und abwechselnd mit Schnee verbunden zu sein pflegt. Diese unfreundliche Witterung, gegen welche unsere Kleidung gar keinen Schutz gewährte, brachte in uns eine Krankheit zu Wege, die mit dem kalten Fieber anfang, und da wir trotz dem von der Arbeit nicht entbunden wurden, in ein hitziges auswartete, wozu sich noch mancherlei andere Uebel gefellten. Erst, als wir nicht mehr auf den Füßen stehen konnten, schloß man uns in unser Gefängniß ein, und — über-

ließ uns unserm Schicksale. Zwar erhielten wir noch unser Brod und Wasser, aber erst auf langes Bitten und Wimmern; und so von aller menschlichen Hülfe entblößt und vom Ungeziefer gequält, brachten wir vier Monate auf unserm erbärmlichen Krankenlager zu. Endlich, als vor Schwäche keiner dem andern mehr hülfreiche Hand leisten konnte, erbarmte der Allgütige sich unserer Noth; die Gefängnißthür ging auf, und ich ward zum Raiddar gerufen, um ihn, zwei neuen Gefangenen gegenüber, als Dolmetsch zu dienen.

Obwohl ich meinen ärgsten Feind nicht in meine Lage gewünscht hätte, so vernahmen wir doch mit einiger Freude die Nachricht, daß wir Kameraden bekämen. Ich erhob mich, so gut ich konnte, vom Lager, und ließ mich mit Hülfe zweier Wächter zum Raiddar führen. Hier fand ich zwei unglückliche Franzosen, welche bei Vona, einer Stadt am Meere, 15 Meilen von Constantine, waren gefangen worden. Sie waren nackt, wie wir, und durch die schlechte Behandlung schon ziemlich reducirt, hatten jedoch, weil die Wuth der Einwohner sich ein Wenig abgekühlt, in Constantine selbst so keinen schrecklichen Empfang, wie wir auszustehen gehabt. Als ich dem Raiddar die Fragen: von welcher Nation, und auf welche Art sie gefangen wären, nebst den Antworten darauf ziemlich gut aus der einen in die andere Sprache übersetzt, ließ er sich herab, sei es nun zum Danks für den erwiesenen Dienst, sei es aus einem durch die Gemeinsamkeit der Sprache hervorgerufenen Mitgefühl, meiner Garderobe eines Blickes zu würdigen, und uns beiden ein Paar Schuhe, ein Hemd und einen alten Mantel geben zu lassen. Auch erhielten wir diesen Tag und so lang die Krankheit dauerte, etwas Warmes zu essen, nämlich eine Suppe von geschrotener Gerste (Burgul), mit Olivenöl geschmelzt. Diese unerwartete Pflege brachte eine

gewaltige Umwandlung in uns hervor, und ließ uns in kurzer Zeit genesen.

Mittlerweile war der Frühling herangerückt, wo der Bey seiner Gewohnheit gemäß ins Lager zog, um den Tribut in Empfang zu nehmen. Er hatte dem Raiddar, unter dessen unmittelbarer Aufsicht wir standen, den Befehl hinterlassen, uns in einem außerhalb der Stadt gelegenen, ihm zugehörigen Garten, der urbar gemacht werden sollte, zu beschäftigen, und kurz nach seinem Abzuge wurden wir und die beiden andern Gefangenen paarweise mit den Füßen zusammengeleitet und unter starker Bewachung nach unserm Bestimmungsort, 1 Stunde weit von der Stadt, abgeführt. Unsere erste Arbeit war hier, Holz und Rohr zu suchen, und uns eine Hütte zu bauen, worin wir übernachten konnten; und hierüber brachten wir, bei jedem Schritt und Tritt durch die Kette gehindert, drei volle Tage zu. Zum Gartenbau erhielten wir vier große Hacken, die wir kaum zu dirigiren im Stande waren, und nun welche Arbeit! Der Boden war bisher mit Wein bepflanzt gewesen und noch nie gehackt oder geackert worden, daher so hart, daß wir 8—10 Hiebe thun mußten, ehe wir ihm eine Handvoll Erde abgewannen. In kurzer Zeit waren unsere Hände mit Schwielen und Blut bedeckt, unsere Arme erlagen der Last des Instruments, und die Hitze warf uns vollends darnieder, aber Püffe und Prügel halfen uns wieder auf. So arbeiteten wir von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang einen ganzen Monat hindurch bei Wasser und Brod, und erst, als wir durch diese elende Kost ganz von Kräften gekommen, und die Arbeit völlig ins Stocken gerieth, ließ der Raiddar uns zu dem Brode die frühere Suppe wieder gewähren. Nach drei qualvollen Monaten endlich, nachdem unsere Arbeit dennoch nicht vollendet war, wurden wir nach

der Stadt zurücktransportirt, weil unterdessen sich nöthigere Geschäfte gefunden hatten.

Das Schloß des Bey war früher in sehr schlechtem Zustande; daher ließ er es jetzt nach und nach abbrechen, einige benachbarte Straßen dazunehmen, und so ein Gebäude aufführen, das an sechs Acker Land umfaßte. Hier gab es nun Arbeit vollauf für die Gefangenen, nämlich das Fundament zu graben, Holz und Steine herbeizuschleppen u. s. w. Während dieser Arbeit verstrich der Sommer und Herbst, und etwa einige Tage vorher, ehe der Bey nach Constantine zurückkehrte, brachten die Kabailen noch drei Unglücksgefährten, die sie bei Budschia, einer kleinen französischen Stadt zwischen Algier und Bona, gefangen hatten. Der Kammandant ließ sie durch uns genau examiniren: wie es in Frankreich stünde? ob und wie bald etwa ein französisches Heer gegen Constantine anrücken werde? dann schickte er sie zu uns, und wir hatten die Freude, in größerer Gesellschaft zu arbeiten. Der Bey kam nun zurück; die reichern Bürger, die bisher froh geathmet hatten, krochen wieder in ihre Winkel; die ganze Stadt fühlte sich durch seine Gegenwart wieder wie von einer schwülen, gewitterhaften Atmosphäre gedrückt. Es verstrich auch der Winter, und der Bey sah uns mehrmals vom Schlosse aus zu, wie wir arbeiteten; er würdigte uns sogar einer näheren Befichtigung, erkundigte sich, ob wir auch zeit-her immer fleißig gewesen wären; aber an eine Verbesserung unserer Lage ward nicht gedacht.

In dem darauf folgenden Frühjahr 1834 gingen wir wieder an die Arbeit im Garten, die nun wegen der Mehrzahl der Hände besser, als im vorigen Jahre flectte. Auch hatten unsere Aufseher sehr viel von ihrer frühern Strenge nachgelassen, und ihr Vertrauen

zu uns nahm in dem Maaße zu, als wir uns mit ihnen in ihrer Sprache unterhalten lernten. Dieses Vertrauen benutzte einer unserer Kameraden, der in der Nacht, als die Wächter vor der Thür schliefen, mit Hülfe eines Nagels sich die Kette vom Fuße löste, die bloß aus Rohr bestehende Hinterwand öffnete, und so, obwohl sein Kettengenoss ihm die Unmöglichkeit, zu entkommen vorstellte, seiner Haft entrannte. Als die Wächter aber uns bei Tagesanbruch, wie gewöhnlich, abzählten, und einen Mann vermifften, erhoben sie solch ein furchtbares Geschrei, daß die Bauern der ganzen Umgegend davon wach wurden, schaaarenweis herbeieilten, und nach erhaltener Auskunft theils zu unserer Bewachung zurückblieben, theils den Flüchtigen verfolgten. Acht Stunden weit bis ins Gebirge der Kabailen verbreitete sich der Lärm, und der Raiddar, dem sogleich rapportirt wurde, schickte Kavallerie nach allen Seiten und Richtungen aus, und versprach demjenigen, der ihn wiederbrächte 300 Rial (= 200 Thlr. pr.). Schon am folgenden Tage brachten sie den Armen an Händen und Füßen gebunden, zerschlagen und zerkrast nach Constantine zurück. Wie war es auch möglich, daß er einen Weg von 20 Meilen sicher zurücklegte, da er, von Nahrungsmitteln ganz entblößt, am Tage von den Arabern und Kabailen, des Nachts von Löwen und Tigern verfolgt wurde? Er ward nicht wieder zu uns gethan, sondern in einen noch viel ärgeren Kerker gesperrt, bis der Bey über ihn entschieden hätte. Nach drei Tagen kam die Ordre, ihm den Kopf abzuschlagen, und den folgenden Morgen 8 Uhr wurde er unter dem Jubel des Volks vor die Stadt geführt und enthauptet.

Auch für uns hatte diese Desertion nachtheilige Folgen. Unsere Wache ward verdoppelt, die Eisen

fester gemacht, und ungestraft wieder allerlei Beleidigungen an uns verübt. Bei alledem aber war die Arbeit im Garten meine liebste Beschäftigung. Denn der gewohnte Anblick unserer Wächter war doch nicht so Schrecken einflößend, als die barbarischen Gesichter in der Stadt; hier athmete und fühlte ich mich freier und gleichsam in einen Theil meiner Vaterstadt versetzt, wo ich ähnliche Arbeiten spielend einst verrichtet hatte. Daher sah ich unlustig dem Ende derselben entgegen, zumal sich voraus sehn ließ, daß wir des nun eingetretenen Mißtrauens wegen nicht wieder außer der Stadt beschäftigt werden würden. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt. Gerade die Rückkehr nach der Stadt gab die Veranlassung, mich ein für allemal aller Sklavenarbeiten zu überheben.

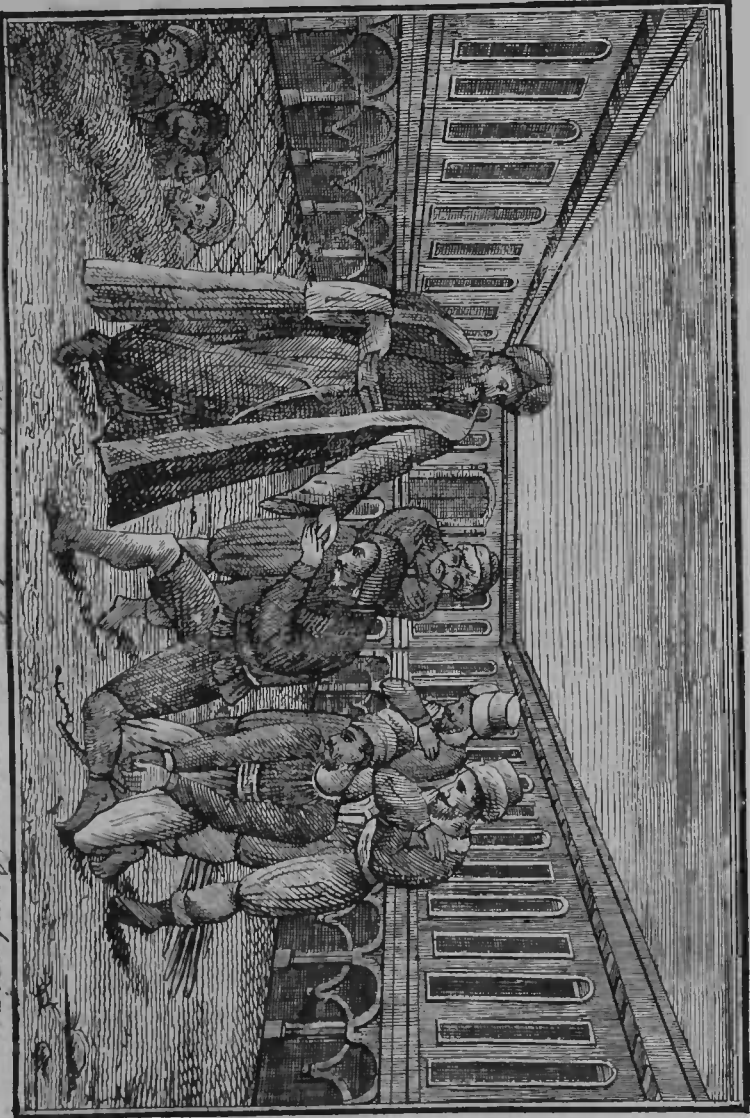
Sechstes Kapitel.

Befreiung von den Ketten und Ernennung zum Kanonier. — Probe arabischer Bombardirkunst. — Daniel in der Löwengrube. —

Ein türkischer Kobaschy Pascha zum Besuch bei Achmed Bey.

Eines Tages im Monat November — der Bey war bereits aus dem Lager zurück, und wir Gefangenen mit der Reinigung eines alten Wasserbehälters im Schlosse beschäftigt — erschien Achmed selbst, vom Raiddar begleitet, um den neuen Bau in Augenschein zu nehmen. Gelegentlich kamen sie auf uns zu, besahen unsere Arbeit, und der Bey erkundigte sich bei

Eradiation des Leprosen und Anwendung zum Sabbatage



dem Raïddar nach unserem Betragen. Die Antwort fiel für alle ziemlich günstig aus, vorzüglich aber lobte er mich, weil ich im Arabischen besondere Fortschritte gemacht hätte, und so kam es, daß der Bey sich mit der Frage an mich wandte: von welcher Nation ich wäre? ob ich in meinem Vaterlande bereits Militairdienste gethan, und bei welcher Waffe ich gestanden hätte? Als ich ihm auf die letzte Frage erwiederte: „Bei der Artillerie,“ winkte er mir, reichte mir die Hand, die ich auf beiden Seiten küssen mußte, und befahl einem Wächter, mir die Ketten abzunehmen, sodann mit mir zum Paschtopschia (Ober-Kanonier) zu gehen, und mich als Kanonier einschreiben zu lassen. Nach einer Stunde war ich frei und wohlbestallter Bombaschia des Achmed Bey von Constantine.

Zu dieser Anstellung mochten letztern wohl hauptsächlich der Gedanke bestimmen, daß ein europäischer Artillerist ihm bei einer eventuellen Belagerung der Stadt von wesentlichem Nutzen sein könnte. Daher gab er sogleich am andern Tage Veranlassung, sich von meiner Geschicklichkeit zu überzeugen. Und fürwahr! obwohl meine Kenntnisse im Artillerie-Wesen nicht eben bedeutend waren, so wollte es doch nicht viel sagen, seinem ganzen Artilleriecorps den Rang abzulaufen. Des Morgens bezeichnete der Bey einen außerhalb der Stadt gelegenen, mit Kalk überzogenen Platz, nach welchem aus einem 50 pfündigen Mörser Bomben geworfen werden sollten, und bestimmte 20 Rial (= 13½ Thlr. pr.) für den glücklichsten Wurf. Das Probeschießen begann Mittags 12 Uhr. Der Bey stand mit seinen Ministern auf dem Schlosse, von wo aus er das Ziel genau sehen konnte, wir auf der Citadelle und bei uns ein Sekretair, welcher die Namen aufschreiben, und die Distanzen des Wurfs

zum Ziele jedesmal anmerken mußte. Da ein Jeder den Preis zuerst gewinnen wollte, so wurden denjenigen Bombaschia, die schon vor Algier ihre Geschicklichkeit gezeigt zu haben vorgaben, der Vorrang gelassen. Aber grenzenlose Geduld gehörte dazu, diese Bombenwerfer laden und richten zu sehn. Der erste brauchte nicht weniger, als über eine Stunde Zeit dazu, und warf doch seine Bombe über 500 Schritt hinter das Ziel. Der zweite hatte gleiches Schicksal, indem der Zünder zu kurz war, so daß die Bombe schon auf der Hälfte Weges zerplatzte; und eben so erging es den Uebrigen, welche alle entweder zu weit rechts oder links warfen.

Offenbar lag die Ursache an ihrem Nichten, indem sie das Richtloth mit der rechten Hand oben hielten, und das Loth mit der linken, um alles Zittern zu verhüten, fest an die Mitte des Leibes drückten. — Und so hatten Alle ihre Probeschüsse gethan, und 6 Uhr Abends war herangekommen, ohne daß einer die Hoffnung hatte, den Preis zu erhalten. Ich allein war noch übrig, aber der Dämmerung wegen kaum noch im Stande, das Ziel mit Genauigkeit zu erkennen, weshalb ich bat, meinen Wurf auf den folgenden Tag zu verschieben. Dies Gesuch ward mir abgeschlagen: „der Bey hätte nur einen Tag dazu bestimmt“ und so mußte auch ich mich anschicken, zu laden. Schon des Nachmittags hatte ich Zünderlänge mit Höhe und Ladung genau ins Verhältniß gesetzt, und nur die Dämmerung ließ mich fürchten, die Richtung zu verlieren. Ich lud den Mörser, richtete ihn so gut als möglich und feuerte ab. — Die Art des Abfeuerns selbst war mir fremd. Da nämlich die Bomben meist zu klein waren, und folglich zu viel Spielraum im Mörser hatten, so wurde rund um die Bomben herum feiner Grund festgestampft, vermöge

dessen das Feuer der Ladung den Zünder nicht ergreifen konnte, und wodurch es nothwendig wurde, zuerst den Zünder mit der rechten Hand anzustecken und sofort mit der linken den Mörser abzufeuern. — Meine Bombe verließ das Geschütz, und alles stand in gespannter Erwartung, wo sie niederfallen würde. Es war uns nicht mehr möglich, sie genau mit den Augen zu verfolgen, aber wir hörten sie zerplätzen, und sie lag sieben Fuß rechts neben dem Ziele.

Wenn ich jemals das große Loos oder sonst einen bedeutenden Treffer aus der Glücksurne ziehen sollte, so könnte doch meine Freude nicht größer sein, als die, welche ich bei diesem Glückswurfe empfand. Denn zu sehen, wie diese Araber, die mich so lange wie einen Hund behandelt hatten, auf einmal, wie vom Donner gerührt da standen, wie sie die Lippen verbissen, fast vor Aerger bersten wollten, und doch vor Respekt und Bewunderung nicht dazu kommen konnten, das war eine Freude, eine Genugthuung, die nur in den vorhergegangenen Leiden ihren Maßstab fand.

Augenblicklich erschien der erste Mamluk und rief mich zum Bey. Er bezeugte mir auf das Huldvollste seine Zufriedenheit und gab mir, indem er mir seine rechte Hand zum Kusse reichte, die als Preis ausgesetzten 20 Kial. Auch versprach er, in der Zukunft mehr auf mich bedacht zu sein, jedoch mit der Bedingung, daß ich ein guter Muhamedaner würde. Dieß Letztere nahm ich mir nicht sehr zu Herzen, indem ich nun leichter Gelegenheit zu finden hoffte, mir zur Freiheit zu verhelfen.

Von nun an mußte ich täglich auf der Citadelle erscheinen und die dortigen Arbeiten mit verrichten. Aber eines Tages ward ich unerwarteter Weise hier-

von ab zum Bey gerufen, wo ich einen alten Türken traf, der das ehrenvolle Amt eines Löwenwärters bekleidete. Nach den gewöhnlichen Ehrenbezeigungen rebete er mich mit dem mir von ihm selbst beigelegten Namen (Habdachman ben = Achmed) folgendermaßen an: „Habdachman! du gehst jetzt mit diesem Türk „nach dem Stall der Löwen und lernst sie füttern und „behandeln; und wenn du mit ihnen vertraut bist, „so verläßt der frühere Wärter Altersschwäche halber „seinen Posten, und du bleibst allein bei ihnen.“ Dieser an sich wohlgemeinte Befehl verursachte mir anfangs keinen geringen Schrecken; indeß meine Furcht vor dem Bey war noch größer, als die vor den wilden Bestien, und somit verfügte ich mich ohne Widerrede mit den Türken nach den Löwenzwinger. Hier fand ich acht Stück Löwen, wovon der größte, den Schweif nicht mitgerechnet, sieben Fuß in der Länge und vier Fuß in der Höhe maß. Sie waren alle zahm und ihrem Wärter gehorsam; als sie aber mich erblickten, machten sie entsetzliche Grimassen und nahmen einen Ansaß zum Springen. Indessen starke Ketten an ihrem Halse, die an eisernen Ringen in der Mauer befestigt waren, hemmten sie, und der dicke Knüttel, womit der alte drohete, brachte sie sofort in die gewohnte Stellung zurück. Nun nahm mich der Türke in die Lehre und theilte mir die Ordnungsregeln mit, wonach die Thiere zu behandeln waren. Des Morgens nach 6 Uhr mußten die Ställe gereinigt, und bei gutem Wetter die Löwen auf den Hof gebunden werden. Um 9 Uhr bekamen sie ihr Futter, ein jeder zwei Schaafsköpfe und zwei Schänge, dieselbe Ration wiederum des Nachmittags 3 Uhr und um 4 Uhr Wasser zu saufen, welches jedem in einem hölzernen Gefäße zugereicht wurde. Gegen Mittag mußten sie einer nach dem andern, mit einem Holze

auf dem Rücken gekratzt werden, weil der sich darauf setzende Staub ihnen starkes Jucken verursachte. Des Abends wurden sie wieder in ihre Behälter gebracht und an den Ringen befestigt. Außer diesen Arbeiten war noch eine, für mich sehr unangenehme und gefährliche übrig. Ein schon erwachsener Löwe hatte eine Krankheit, in Folge deren ihm die Haare ausgingen, und mußte deshalb auf Befehl des Bey mehrmals des Tages mit einem vorgeschriebenen Mittel von Zitronen, Theer und Pulver eingerieben werden. Dies war an sich schon sehr scharf und schmerzte um so mehr, weil der Löwe auf seinem Rücken mehrere wundete Stellen hatte. Daher geberdete er sich schrecklich, wenn er nur in der Ferne das Gefäß erblickte, worin das Mittel sich befand, und es verging geraume Zeit, ehe ich mich mit dieser Kur befassen durfte. Alles übrige trieb ich mit dem alten gemeinschaftlich, hatte aber selbst nach Monatsfrist noch manchem bösen und gefährlichen Sprünge auszuweichen; und jetzt trat der Wärter, der völlige Gewalt über die Bestien hatte, ab und überließ mir ganz allein das Geschäft.

Jetzt also war meine Lage erst wirklich recht gefährlich, wiewohl ich durch den Abgang des Türken auch wieder mehr Spielraum in der Behandlung der Thiere gewann und eher einmal meiner Sicherheit wegen von der festgesetzten Ordnung abgehn konnte. Dester und nachdrücklicher mußte zunächst der Prügel gegen allzugroße Freiheiten seine pädagogische Kraft versuchen, und so brachte ich es bald dahin, daß die Löwen auf mein bloßes Anrufen zurücksprangen. Ihr Fressen und saufen erhielten sie zwar regelmäßig, aber letzteres, weil sie, wenn ich ihnen zu nahe kam, nach mir kracften, vermittelst einer Stange vorgeschoben, und da ich befürchtete, daß sie, auf den Hof her-

ausgelassen, über mich herfallen würden, so ließ ich nicht nur den Kranken uneingerieben, sondern auch alle übrigen in ihren Ställen eingesperrt. Lange aber konnte diese Ausnahme von der Regel nicht bestehen, und es mußte sich mit Gewalt ändern, wenn ich nicht gelindere Mittel fand, die Gemüthsart der Bestien zu beschwören. Zu diesem Behufe setzte ich mich Tage lang in ihre Nähe und rief einen um den andern bei dem vom Bey ihnen beigelegten Namen; und wirklich gelang es mir auf diese Weise, eine junge Löwin von fünf Jahren endlich so sehr an mich zu gewöhnen, daß sie sich mir näherte, vor meinen Füßen niederlegte, und, wie von meinem Vorgänger auf den Rücken tragen ließ. Die übrigen, nachdem sie eine Zeit lang dieser freundlichen Behandlung zusehn, kamen endlich einer nach dem andern ebenfalls heran, um sich lieblos zu lassen, sprangen aber, wenn ich während des Kragens die geringste Bewegung mit dem Körper machte, unter fürchterlichem Brummen davon. Auf diese Weise, zumal da kein Anderer außer mir sie pflegte, gewöhnten sie sich nach und nach ganz an mich, und sogar der Kranke kam, ließ sich einreiben und genas in kurzer Zeit. Nun zögerte ich auch nicht länger mehr, sie täglich wieder auf den Hof heraus zu lassen und anzubinden. Aber es mißlang mir einige Male. Beim Herausführen rissen sie sich los und sprangen wild im Hofe herum, und nur durch vieles Zureden und Schmeicheln kamen sie wieder zu mir und ließen sich auf ihre Plätze binden.

Ueber dem Hofe befand sich ein kleines Stübchen, mit einem Loche statt eines Fensters, das mir zur Wohnung diente. Hier saß ich nun, außer den paar Stunden, wo die Löwen meiner Wartung bedurften, den lieben langen Tag, mit nichts anderem als meinen

Gedanken beschäftigt. Der Bey hatte mich gewissermaßen in den Ruhestand versetzt, sei es nun, um mir eine ächt muselmännische Wohlthat zu erzeugen, oder nur, um mir die zu wichtigeren Diensten nöthige Erholung zu gönnen. Hätte er eine Ahnung gehabt, daß ich diese Ruhe nur dazu benutzte, alle die süßen Erinnerungen, die mich an die Heimath fesselten, in meinem Innern rege zu erhalten und Mittel und Wege zur Wiedererlangung meiner Freiheit auszufinnen, er würde minder schonend mit mir verfahren sein. Das Gefühl der Genesung machte mir dieses süße Nichtsthun zu einem überaus behäglichem Zustande, und als ich anfang, eine gewisse Leere in meinem Innern zu verspüren, welche ich sogleich mit Lektüre oder wissenschaftlichen Betrachtungen ausgefüllt hätte, als ich es bereits bereute, in meiner Jugend mir nicht die Fähigkeit, über abstrakte Gegenstände mit einiger Selbstständigkeit nachzudenken, angeeignet zu haben, da bekam ich zur rechten Zeit Gesellschaft, welche für den ganzen Tag meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Es wurden mir nämlich noch zwei junge Löwen und ein Tiger von der Größe einer jungen Rahe zur Erziehung übergeben, ein Geschäft, welches eben so lehrreich als unterhaltend war. Sie waren noch nicht ans Fressen gewöhnt; alle drei wurden noch mit süßer Milch genährt, und erhielten erst später gehackte Leber, die sie nicht anders als aus meiner Hand fraßen. Ich verfuhr mit ihnen, wie ein Schulmeister mit seinen Schülern, d. h. ich that sie nicht sogleich zu den großen Schlingeln, sondern gab ihnen zuerst auf meiner Stube Privatunterricht; und da lagen denn die Kleinen unangebunden den ganzen Tag am Fenster, respective Loch, und sahen den schon geschulten und erwachsenen Löwen zu, welche durch das Geschrei der Jungen aufmerksam gemacht, ihrerseits wieder durch fürchterliches

Gebrüß ihre Theilnahme und Zärtlichkeit an den Tag legten.

Dieser thierische Instinkt spielte mir aber einmal einen sehr fatalen Streich. In einer Nacht wurde ich plötzlich aus dem Schlafe geweckt. Mir gegenüber, wo die kleinen lagen, vernahm ich ein Geräusch; ich rief sie mehrere Male an; erhielt aber keine Antwort. Darob befremdet, stehe ich auf, zünde ein Licht an, und — wer schildert mein Entsetzen! Eine alte Löwin, durch das Geschrei der Jungen angelockt, hatte sich losgerissen; die Treppenthür, die von Innen bloß mit einem Holzspan befestigt war, aufgestoßen und so zu mir in die Stube dringend, neben den Jungen sich gelagert. Durch mich emporgeschreckt, ergriff sie sogleich die Flucht, anstatt aber die Treppe zu suchen, setzte sie durchs Fenster zwei Stockwerk hoch hinunter. Es war gefährlich, sie in der Nacht frei herumlaufen zu lassen; denn mitten im Hofe stand ein Maulbeerbäum, an welchem sie in die Höhe klettern und mit Leichtigkeit über die Löwenställe und einige Dächer hinweg in die Stadt kommen konnte. Ich nahm also mein Licht, ging hinunter und band sie wieder an, wobei ich die Bemerkung machte, daß in der Nacht, wenn man mit einem Lichte versehen ist, sich mit diesen Thieren viel gefahrloser umgehen läßt, als bei Tage.

Einige Zeit nach diesem Vorfalle stattete ein türkischer Gesandter, den man im Publikum Kobasch Pascha titulirte, dem Achmed einen Besuch ab, und dieß war die Veranlassung, daß ich den Befehl erhielt, mit den beiden jungen Löwen im Schlosse meine Aufsicht zu machen. Ich nahm einen unter jeden Arm und verfügte mich zum Bey, den ich neben dem Gesandten auf einem Divan sitzend, fand. Ich bemerkte sogleich, daß die kleinen Bestien nicht allein die Ehre hatten, Gegenstand der Neugierde so großer

Das Jochen eines Löwen bei der Jagd.



Herren zu sein, sondern daß ich selbst die dritte Mari-
tät war, mit welcher der Bey seinen Gast zu unter-
halten gedachte. Nachdem ich beiden die Hand ge-
küßt, erzählte Achmed dem Türken wer ich wäre, und
dieser, über die europäischen Verhältnisse specieller un-
terrichtet als jener, setzte sich durch einige Fragen bald
in den Stand, dem Bey über meine Qualität als
Preuße Aufschluß zu ertheilen, was dieser mit beson-
dern Vergnügen aufnahm. Mit mir war man nun
fertig, und es war nun an den Löwen, ihre Künste
zu produciren. Ich mußte sie laufen lassen, und mit
Geschrei sprangen die kleinen Dinger im Zimmer um-
her, jagten, kosteten und neckten sich, und zerrissen da-
bei mehrere, im Zimmer umherliegende, seidene Polster.
Ich wollte sie einfangen; aber der Bey fand so viel
Vergnügen daran, daß er sie spielen und hausen zu
lassen befaßl. Endlich machte dieses Schauspiel einem
großartigeren Platz. Ich mußte die kleinen zurück-
tragen und nach einer Weile einen schon erwachsenen
Löwen in die Wohnung des Pascha führen. Ich
wählte hierzu den größten, zehn Jahre alten; er war
mein Liebling und folgte mir aufs Wort. Ich nahm
ihn bei der Kette; vor uns her öffnete ein Wächter
mit dem Rufe, aus dem Wege zu gehn, uns die Bahn,
und so schritten wir, ich und mein Gefährte, in schön-
ster Eintracht durch die Straßen, und keine andere
Unterbrechung fand statt, als daß er sich einige Male
setzte, sich umsah und brüllte. In der Wohnung des
Gesandten angekommen, band ich den Löwen an eine
Marmorsäule fest. So lang ich um ihn war,
blieb er ruhig und legte sich mir zu Füßen; sowie ich
aber mich entfernte, brüllte er so entseßlich, daß der
Bey und sein Gast, die in einem entfernten Theile des
Schlosses ihr Ruhestündchen hielten, vom Schlaf er-
wachten und sofort herbeikamen, den Löwen zu be-

trachten. Nachdem er einiges Futter, das ich ihm gab, verschlungen hatte, befahl mir der Bey zu zeigen, wie weit ich es in der Zähmung gebracht und auf wie vertraulichem Fuße ich mit ihm lebte. Ich sprang mit ihm einige Male um den Pfeiler herum, verschloß dann die Hofthür und ließ ihn los. Sofort machten wir unsere Sprünge einer hinter dem andern, und ehe ich mich versah, sprang er mir mit den Bordertagen auf den Rücken, stürzte mich zu Boden und biß mich mit vollem offenstehenden Rachen ins Genick. — Alle Zuschauer stießen einen Laut des Entsetzens aus, und mir selber war gar nicht wohl dabei zu Muth. Indessen, als er in dieser Stellung einige Sekunden lang verharret, sprang er wieder fort, ohne mir wehe gethan zu haben. Die beiden Herrn waren vollkommen zufrieden mit mir und entließen mich mit einem Geschenk von 30 Rial. Der Rückweg war aber nicht so glücklich, als der Herweg. Denn kaum hatte ich mit meinem Jögling den Hof verlassen, als er einen, unten in der Straße vorbeireitenden Bauer erblickte. Diesen sehen, mich mit einem mächtigen Saße zu Boden schleudernd und entrinnen, war die Sache eines Augenblicks. Der Bauer sich zu retten, springt sofort vom Maulthiere in ein daneben stehendes Haus, und der Löwe, der ihm bereits auf den Fersen saß, schlägt das Maulthier zu Boden, ohne es jedoch zu verwunden, eilt durch einige Straßen weiter und endlich zum Thore hinaus ins Freie. Was sich nur auf der Straße befand, hatte sich mit möglichster Eile in die Häuser gerettet; aber außerhalb der Stadt erwürgte der Löwe einen Stein- oder Mülleresel und sogleich nachher noch eine Kuh, über welcher ausgestreckt er liegen blieb. Sogleich ward dem Bey Bericht erstattet, der nicht ihn erschießen, sondern mich rufen ließ, um ihn, wo möglich, wieder zurückzubringen. Ohne Zaudern eilte

ich hinaus, rufe ihn mehrmals beim Nahmen, Locke ihn und nehme, da er mit Brummen antwortet, in einiger Entfernung Platz. Auf wiederholtes Locken kommt er endlich, nachdem er sich satt gefressen, zu mir, läßt sich bei der Kette nehmen und folgt mir fromm, wie ein Lamm, bis in seinen Stall. Als ich mich hierauf dem Bey wieder vorstellte, antwortete er mir mit einem Lächeln, welches zu sagen schien, wie nahe ich daran gewesen, meinen Kopf zu verlieren, wofern ein einziger Muselmann durch mich Ungläubigen um sein kostbares Leben gekommen wäre.

Aber ungeachtet dieser Fährlichkeiten, deren ich noch mehreren ausgesetzt wurde, waren doch die Tage, die ich unter den Löwen verlebte, gegen die ganze übrige Zeit meines Aufenthaltes in Constantine wahre Sonn- und Feiertage zu nennen. Hier in meinem Löwenzwinger fühlte ich mich aus dem Bereiche der menschlichen Leidenschaften gewissermaßen in jenen Naturzustand versetzt, in welchem der Mensch noch friedlichen Umgang mit den Thieren des Waldes pflog, sie um sich her versammelte, benannte, und sich, als dem Herrn der Schöpfung, gehorsam machte. Von der Stufe des Thiers, zu welcher ich noch kurz vorher als Sklave herabgestoßen gewesen, fühlte ich mich wieder zur Menschenwürde erhoben und gewann allmählig den fast verlorenen Glauben wieder, daß der Mensch dennoch Etwas an sich habe, was jedem andern unverleßlich sein sollte, um so mehr, da es sogar den brutalen Instinkt zur Selbstverläugnung und Anerkennung nöthigt. Wie wohl, wie feierlich war mir zu Muthe, wenn ich, wie so manchmal, unter meinen Zöglingen saß, aus deren Augen und Geberden die Natur in ihrer personificirten Kraft mir entgegenleuchtete; wenn ich den Tiger mit dem Löwen, die Alten mit den Jungen harmlos spielen sah, und jeden Ausbruch der Natur mit einem ein-

zigen Worte, mit einem einzigen Blicke unterdrücken konnte! und wenn ich nun auch zuweilen durch Versehen in Gefahr geriebt, dann gedachte ich der schon ausgestandenen Leiden und mit Behmuth sagte ich mir die Worte vor:

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Und grimynig ist des Tigers Zahn;
Allein der schrecklichste der Schrecken
Ist doch der Mensch in seinem Wahn.

Leider sollte ich die Wahrheit dieser Worte bald noch tiefer empfinden.

Siebentes Kapitel.

Türkische Prahlerei. — Feldzug gegen Medeah und Bona. — Neue Beispiele von Grausamkeit. — Achmed Pascha und Achmed Pomsferak, Bey von Constantine. — Anton Gebhardt aus Mainz. —

Die glühenden Kohlen, ein Märchen.

Der Gesandte, von welchem ich so eben sprach, erregte in Constantine das größte Aufsehen. Bei seiner Ankunft trug er einen rothseidenen Burnuß und eine große rothe Mütze ohne Turban. Auf den Ordensstern, womit er geziert war, schien er sich nicht wenig einzubilden; denn als der Bey beim Empfang ihn der Sitte gemäß küssen wollte, sagte er auf seinen Orden zeigend: „Diesen da, nicht mir, gebührt die Ehre.“ Vielleicht zielten auch diese Worte nur dahin, den Bey an sein Abhängigkeitsverhältniß zum Groß-

sultan zu erinnern, welchem sich sein Nebenbuhler, Abd-el-Kader, wenigstens bereits ganz entzogen hatte. Später machte er sich durch seine langen Ober Röcke, blaue Mäntel und hohe Stiefeln den Bewohnern von Constantine, unter welche er bei seinem Einzuge kleine türkische Münzen ausgestreut hatte, um deren Gunst zu erwerben, verdächtig, und einer sagte es dem Andern heimlich ins Ohr, daß er kein Türk, sondern ein Christ und Spion der Franzosen wäre. Achmed mochte aber wohl vom Gegentheil überzeugt sein, sonst würde er ihn nicht so ehrenvoll behandelt und mit so bedeutenden Geschenken entlassen haben. Auch verlautete es bald, daß er in der Absicht gesandt, dem Bey und seinen Unterthanen hinsichtlich der Franzosen Muth einzusprechen und jenen im Falle der Noth des türkischen Schutzes zu versichern. Binnen drei Monaten, sagte er, würde eine türkische Armee bei Tunis landen und ein Theil derselben nach Constantine kommen, um mit Achmed vereinigt die Franzosen zu Lande anzugreifen, während der andere Theil nach Bona führe, um diese Stadt zu belagern. Einige Monate nach seiner Abreise (er hatte sich 10 Tage bei uns aufgehalten), erschien ein zweiter Türke über Tripolis mit Aufträgen vom Kapudan Pascha, brachte ebenfalls mündliche und schriftliche Versicherungen der türkischen Hülfe, nahm eine Partie schöner Geschenke und reiste wieder ab. Ich konnte nicht begreifen, wie Achmed diesen Türken so vielen Glauben schenken konnte. Es war alles erfunden und erlogen; wir haben nie türkische Hülfe in Constantine gesehen.

Als das Frühjahr 1836 heranlam, verließ der Bey die Stadt, und zwar diesmal zu einem bedeutenden Feldzuge gerüstet. Er nahm 20 — 30 Kanoniere nebst einigen Geschützen mit, mich aber ließ er zu-

meiner größten Freude bei meinen Löwen zurück. Doch diese Freude war von kurzer Dauer. Zwei Monate nach seiner Abreise erhielt ich den Befehl, mein Amt dem frühern Wärter zu übertragen und sofort ins Lager zu kommen, zu welchem Zwecke ein Maulthier und hinreichende Bedeckung zu meiner Bereitschaft gestellt wurde. Nach Verlauf von 48 Stunden kamen wir im Lager an; ich meldete mich dem Bey; er dankte mir und sagte, er beabsichtigte, das französische Lager bei Bona anzugreifen; hierzu habe er meine Dienste nöthig, weil ich die Stärke der Christen und ihre Art zu fechten am Besten kenne. Unser Marsch ging aber nicht direct nach den französischen Besitzungen, sondern zunächst westlich von Constantine ins Gebiet von Medeah, dessen Bauern dafür, daß sie mit den Franzosen Handel trieben und dem Bey den Tribut (Aschur) verweigert hatten, gedemüthigt werden sollten.

Die Stadt Medeah nämlich liegt ungefähr 50 Stunden südwestlich von Constantine, und war, nachdem sie die Franzosen, die Medeah zwischen 1830 und 31 eingenommen, nach Algier zurückgetrieben, weder diesen noch Achmed zum Zehnten verpflichtet. Aber die Bauern des Gebietes von Medeah, welche nur 20 Stunden weit von Constantine wohnten, hatten von jeher dem Bey Tribut bezahlt und nur jetzt, da sie sich des französischen Schutzes gewiß hielten, die Zahlung eingestellt.

Achmeds Lager bestand aus 120 großen Zelten von der Gestalt eines durchschnittenen Eies, welche einen Kreis bildeten, und in deren jedem 50 Fußsoldaten lagen. In diesem Kreise befanden sich die Zelte der berittenen Bauern von den mannichfaltigsten Formen und Farben, die nicht vom Bey geliefert, sondern

den Eigenthümern von ihren Knechten auf Maulthieren und Kameelen nachgetragen wurden; um im Centrum, über alle hervorragend, drei dem Bey gehörige weiße Zelte von zierlicher, ob langer Gestalt, deren Wände und Fußböden inwendig mit kostbaren Teppichen bedeckt waren. Das erste diente dem Bey zum Empfang der Minister und der Fremden; das zweite als Speisezelt, und mit diesem durch eine Thür verbunden war das dritte, worin sein Harem sich befand. Dieses war sehr geräumig, von außen mit einer spanischen Wand umgeben, um welche des Nachts 40 Soldaten Wachen hielten, und ward außerdem noch von 30 — 40 großen Hunden, die innerhalb an Ketten lagen, bewacht. Als das Lager aufbrach, kamen aus demselben 12 Maulthiere mit schmucken Kasten zum Vorschein welche zum Theil mit grünem, zum Theil mit rothem Tuche überzogen waren; in den grünen saßen die Weiber des Bey, in den rothen ihre Dienerschaft, aus lauter Megerinnen bestehend.

Vor jedem Soldatenzelte waren des Nachts Posten ausgestellt, die sich gegenseitig zuriefen und alle zwei Stunden abgelöst wurden, wogegen die Posten der innerhalb des Kreises liegenden Zelte die ganze Nacht hindurch stehn blieben und nicht durch sich selbst, sondern durch einen schwarzen Raib, der alle halbe Stunden den Namen der Zelte rief, worauf die Wacht habenden antworten mußten, wach erhalten wurden. Die Aufsicht über seine eigenen Zelte übernahm der Bey selbst, der bei Tag und Nacht um die Sicherheit seiner Person und seiner Weiber in der größten Sorge lebte. Hierzu bediente er sich kleiner hölzerner Schaurren, womit bei uns die kleinen Kinder spielen. Jeder Posten nämlich hatte eine solche und mußte, so oft der Bey die feintige rührte, was mehrmals in jeder Nacht

geschah, sofort durch Schnurren antworten. Oft unterfuchte er auch in eigener Person und mit dem Säbel in der Hand die Posten, und wenn er einen schlafend fand, so hieb er ihm unverzüglich den Kopf ab. Nach den Erzählungen der Soldaten waren schon mehrere Beispiele der Art vorgefallen.

Wir brachen auf und machten einen Marsch von fünf Tagereisen. An der Spitze des Zuges ritten die Araber, in der Mitte der Bey mit seinem Hofstaate und den, mit seinen Weibern und Reichthümern beladenen Maulthieren und Kamelen; auf beiden Seiten marschirte das Fußvolk, und den Nachtrab bildete wieder eine große Menge Araber zu Pferde. Am fünften Abend kamen wir in die Nähe des Feindes, der unsere Ankunft gewittert und sich mit bedeutenden Streitkräften zum Empfange bereit gestellt hatte. Am andern Morgen 3 Uhr gab ein Kanonenschuß von unserer Seite das Zeichen zum Angriff. Die Kavallerie (Daira), an 20000 Mann stark und haufenweis von mehreren Raids geführt, stürzte sich mit furchtbarem Geschrei auf den Feind; fand aber so kräftigen Widerstand, daß sie unverrichteter Sache zurückkehren mußte. Der Bey, dies sehend, ward hitzig und bot für jeden feindlichen Kopf, der ihm gebracht würde, 50 Kial. Aber auch nach einem zweiten Angriffe erfolgten keine Köpfe. Da, außer sich vor Zorn und Wuth, bot er 100, 200 ja 300 Kial, und dieß hatten die habfüchtigen Bauern nur erwartet. Wie Löwen und Tiger fielen sie nun in den Feind hinein, und im Zeitraum von zwei Stunden lagen schon 496 abgeschlagene Köpfe vor den Füßen des Despoten, dessen Blutdurst aber hiermit noch lange nicht gesättigt war. Er saß vor seinem Zelte, wo die Köpfe niedergelegt wurden, und neben ihm standen zwei Mamlucken, die für jeden sogleich baare Zahlung leisteten.

Da das Kopfabsehneiden aus Mangel an scharfen Messern nicht geschwind genug von Statten ging, brachten Viele die Gefangenen noch lebend vor das Zelt; der Bey aber ließ nicht eher zahlen, als bis sie erwürgt und die Köpfe vom Rumpfe getrennt waren. „Had raz (her den Kopf!)“ war dann der beständige Ruf, womit der Bey den Ueberbringer eines solchen Unglücklichen empfing. Ich selbst war Augenzeuge einer dieser mörderischen Exekutionen, und noch jetzt überläuft es mich eiskalt, indem ich die Details mir ins Gedächtniß zurückrufe. — Einer unserer Bauern brachte einen der feindlichen noch lebend vor den Bey. Dieser verlangte den Kopf, und sogleich schmiß jener den Unglücklichen vor sich auf die Erde, zog ein kleines fingerlanges Messer aus der Tasche und dem Gefangenen zurend: Halt still! machte er sich über ihn her, um ihm den Hals abzuschneiden. Da aber das Messer seine Schuldigkeit nicht thun wollte, setzte er ihm den linken Fuß auf den Hals, damit er liegen bliebe, während er nach einem Steine griff, um das Messer daran zu schärfen. Indessen auch jetzt, obwohl es etwas tiefer ins Fleisch schnitt, versagte es ihm, seiner unbefiegbaren Stumpfheit und unzureichenden Länge wegen, den Dienst, und ärgerlich, über der Operation die schöne Zeit für noch manchen andern Fang zu verlieren, rief er mir, dem ihm zunächst stehenden, zu: „Komm, Bruder! und mache dem da „mit deinem Säbel den Kopf ab; du erhältst die „Hälfte der Belohnung.“ Dies wäre nun freilich unter so bewandten Umständen ein ächt christliches Werk gewesen, aber die Furcht vor dem Bey, ohne dessen Befehl ich meinen Posten nicht verlassen durfte, und vor nachfolgender Rache, wenn ich das Blut eines Muselmanns vergöffe, ließ mich zaudern. Derweilen schnitt er dem Unglücklichen mit aller Gewalt

5 — 6 mal um den Hals herum, wobei dieser nichts, als Rabbi! Rabbi! (mein Gott! mein Gott!) stöhnte, kniete sich auf ihn, packte mit beiden Händen den Kopf, drehte ihn um und um, und riß ihn endlich sammt der Haut vom Rumpfe. — —

Gott sei Lob und Dank, daß ich wieder diesseit des Meeres athmen und leben kann! Denn die Macht der Gewohnheit ist grenzenlos, und kein Mensch kann sagen, bis zu welchem Extrem er gegen dieselbe durch seinen Charakter geschützt sei. Ich will es nicht verhehlen: der tägliche Anblick solcher Gräuelszenen hatte mich allmählig so sehr abgehärtet, daß mir etwas zu fehlen schien, wenn zufällig einmal, an einem Tage Niemand geköpft oder verstümmelt worden war; und indem ich dieses schreibe, weiß ich nicht, ob nicht das ungetrübte Gefühl meiner Leser selbst die Erzählung solcher Unmenschlichkeiten mir als einen mir noch anklebenden Rest von Barbarei auslegen werden.

Die auf die beschriebene Weise eingesammelten Köpfe wurden in große Säcke gethan, und zur Schau nach Constantine geschickt, und die Rumpfe den Schakalen als Fraß überlassen. Da dieselben aber der außerordentlichen Hitze wegen bald in Fäulniß übergingen und die ganze Luft verpesteten, so sahen wir uns genöthigt, das Lager 6 Stunden weiter aufzuschlagen. In der Nacht wurden Posten ausgestellt, aber alles blieb ruhig. Doch mit Anbruch des Tages wurde von Neuem attackirt. Das Gefecht war nicht so mörderisch, als das vorige; jedoch brachten unsere Bauern sieben der angesehensten Häupter des Feindes zu uns. Sie gehörten alle zu einer Familie, waren nach ihrer Art reich gekleidet, und ihr Gesicht — ein Zeichen vornehmer Herkunft — weiß und fein gebildet. Der Bey bewillkommnete sie ganz freundlich, und ließ sie in seinem Zelte neben sich Platz nehmen. Ein

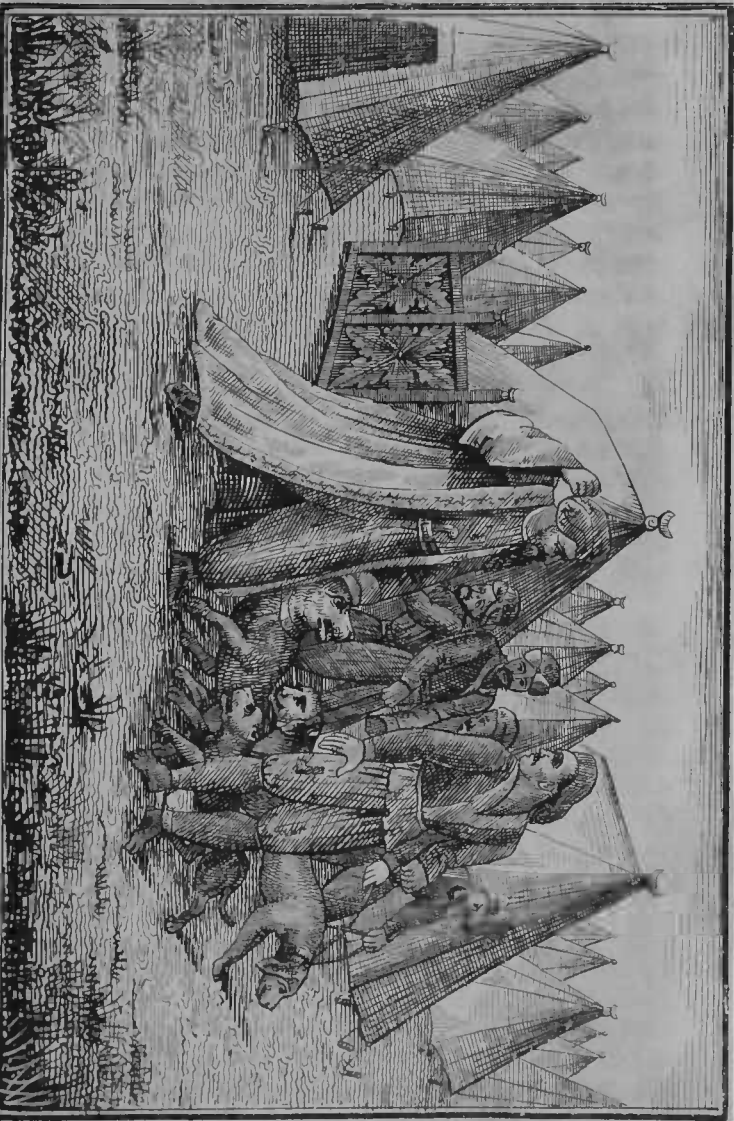
Kulugli brachte Kaffee und präsentirte dem Bey die erste Tasse; dieser aber lehnte sie ab und ließ die Gefangenen zuerst zugreifen. Während sie tranken, frug er sie mit fortgesetzt-verstellter Freundlichkeit: „Kennt ihr mich?“ worauf einer der Sieben, ein schöner, fortpulenter Mann, ihm antwortete: „Ja, wir kennen dich; du bist Achmed Bey von Constantine.“ „Nicht nur Bey“ versetzte jener „sondern auch euer Pascha und unumschränkter Herr. Warum zahlt ihr mir keinen Tribut mehr und wagt es, ohne meine Erlaubniß mit den Franzosen zu handeln?“ „Herr!“ war die Antwort, „wir haben Kinder, für die wir sorgen müssen; mit Constantine aber können wir nicht handeln, weil dein Geld bei uns nicht gilt, und wir näher nach Algier als nach Constantine haben.“ „Gut“ sprach der Bey, „ihr braucht mir ferner keinen Tribut mehr zu zahlen; aber was ihr mir nicht bringen wollt, dieß hole ich mir selbst, und Alles, was ihr erspart habt, ist nun mein.“ Bei diesen Worten winkte er dem Sir und befahl jedem die Zunge aus dem Halse und die rechte Hand vom Arme zu schneiden. So verstümmelt wurden sie im Lager umhergeführt und ausgerufen: Sa inta Rumi! (Freund oder Spion der Franzosen.) Aber die Rache des Bey kannte keine Grenzen. Nach ihrer Zurückkunft ließ er ihnen vor dem Zelte noch Nase, Ohren und linke Hand abschneiden und sie abermals im Lager umherführen. Ja, als sie des starken Blutverlustes wegen in seiner Nähe niederfielen, ließ er sie noch eine halbe Stunde lang der Hitze und den Fliegen ausgesetzt liegen und erst dann enthaupten.

Am andern Morgen wurde noch einmal angegriffen; die Feinde flohen und ließen uns Weiber, Zelte, Vieh und Früchte zur Beute; die erstern wurden

von den Moslemen am höchsten verehrt werden und einen außerordentlichen Einfluß auf die Gemüther ausüben, aufforderte, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. Nach kurzer Zeit war eine Armee von 180,000 Mann versammelt. — Ehe ich aber diesen Feldzug beschreibe, fühle ich mich verbunden, mit einer Trauerscene voranzugehen, die, weil sie einen meiner Kameraden betraf, mich aufs schmerzlichste berührte.

Am Tage vor unserm Abmarsche erscholl plötzlich das Geschrei, daß ein gefangener Christ ins Lager gebracht würde. Alles lief ihn zu sehen; auch ich drängte mich durch den Haufen, und welcher panische Schreck erfaßte mich, als ich Anton Gebhardt aus Mainz erblickte, welcher, durch das in Constantine zu ertragende Elend in Verzweiflung gebracht, des Nachts die Flucht ergriffen hatte, um sich in das Gebiet von Tunis zu retten. Er war bereits sieben Nächte ohne die geringste Nahrung zu sich zu nehmen, gelaufen und der tunesischen Grenze ziemlich nahe, als er, vom Hunger gequält und nun sich außer Gefahr wähnend, die Unvorsichtigkeit beging, einen Araber um etwas Brod anzusprechen. Dieser aber, ein Barbar, ergreift ihn, und bringt ihn auf dem nächsten Wege ins Lager. Achmed erkannte ihn auf der Stelle und ließ ihn mit den Worten an: „Keffar kilb inta Kumi! (Christenbund! warum flüchtest du wieder zu den Christen?)“ Mein Kamerad antwortete: „Herr! aus Mangel an Nahrungsmittel und Kleidern.“ „Gut!“ versetzte der Bey, „ich will dir welche geben lassen.“ Nachmittags 4 Uhr ließ er ihm Hände und Füße schließen, von seinen Mamlucken die Hunde holen, und mit dem Rufe: „Appar“ (Pack an)! hegte er sie gegen den Unglücklichen. Die Hunde aber poekten ihn nicht, sondern sprangen an ihm vorbei nach einem Stück

Ein Dandekar aus Haran soll durch Hände am Tode geholt werden



Vieh. Darob erbofte der Wütherich noch mehr, faßte einen der Hunde bei der Kette und wiederholte seinen Ruf, indem er, um ihn das Ziel zu zeigen, Gebhardt vor die Brust stieß. Da packte das wüthende Thier ihn beim Halse; die übrigen folgten seinem Beispiele und fielen ihn ebenfalls von allen Seiten an; und nach wenigen Augenblicken lag er entblößt und mit Blut bedeckt am Boden. — Guter Gebhardt, theurer Leidensgefährte! wer, der dich damals in diesem Zustande gesehen, hätte geglaubt, daß du jetzt wieder wohl und munter dich in Frankreich befinden würdest? Freilich war auch, was dich errettete, ein wahres Wunder zu nennen. — Die Umstehenden Großen des Bey fühlten ein menschliches Rühren und baden um Gnade, und dieser, war es Großmuth oder Klugheit? — ließ die Hunde einfangen und den Geängstigten nach der Stadt bringen, wo er sich selbst kurirte und später mit mir zugleich seine Freiheit erhielt.

Der Zug ging endlich vorwärts. Der Kalifa, mit 4000 Mann zu Pferde und 1800 zu Fuß, bildete die Avantgarde; die Heiligen, die alle ihre Unternehmungen mit gottgeweihten Liedern beginnen, im Uebrigen aber die barbarischsten Pfaffen von der Welt, mit ihren unter sechs Fahnen vertheilten Anhängern den rechten und linken Flügel, wir, die Artillerie mit zwei Mörsern, einer Haubize und drei Kanonen, und der Bey mit seinem Gefolge das Centrum. Seine Weiber und seine Schätze blieben unter gehöriger Bedeckung zwei Tagereisen hinter uns zurück. Das Erste, was geschah, war, daß alle Dörfer, die sich unter französischen Schuß begeben hatten, geplündert, verheert und zerstört wurden; die Bauern selbst hatten sich aus Furcht vor Achmed in die Nähe des französischen Lagers geflüchtet, wo wir endlich Abends 6

Uhr anlangten. In der Nacht ward der Plan zum Angriff entworfen. Der Bey beschloß, mit 40,000 Mann zu Pferd das Lager von allen Seiten zugleich anzugreifen, während die Artillerie und Infanterie sich in einen Hinterhalt legen und die Franzosen bei einem Ausfall abschneiden sollten.

Was Achmeds Muth erhöhte, war die Aussage zweier gefangenen Bauern, daß das Lager nur noch für drei Tage Munition und Lebensmittel und bereits gar kein Wasser mehr hätten. Für diese gute Nachricht, die den Bauern durch das Versprechen der Freiheit, abgeloct wurde, ließ er ihnen späterhin den Kopf abschlagen. Dasselbe Schicksal hatte einer unserer Araber, der, von den Franzosen gefangen, zum Major Jussuff, dem Kommandanten des Lagers, geführt und von diesem aus Politik mit einem paar neuen Schuhen, einem rothen Burnuß und außerdem noch mit 20 Franks beschenkt, entlassen worden war. Darauf kehrte er in unser Lager zurück, ließ, der Absicht des Majors entsprechend, ein paar Worte über Jussuff's Großmuth fallen, ward noch denselben Tag vor den Bey gestellt, und dieser, ohne sich weiter mit ihm in ein Gespräch einzulassen, warf nur die Worte hin: „Der Mantel steht dir recht gut“ und ließ ihn einen Kopf kürzer machen. Daß diesen Handlungen ebensowohl Klugheit als Grausamkeit zu Grunde lag, beweist ein anderer Fall, wo er fünf Maltesern, die von unserem Vortrab außerhalb des Lagers bei der Arbeit getroffen wurden, das Leben schenkte, und sie nur in Verhaft nach Constantine bringen ließ, weil ihm an Englands Freundschaft, unter dessen Schutz Malta steht, sehr viel gelegen war.

Am folgenden Morgen geschah der Angriff; die Araber stürmten mit der äußersten Wuth hinan, hoben

die Gewehre über die Köpfe und feuerten über den Ball ins Lager. Aber die Franzosen ließen es nicht an Granatenwerfen fehlen und schreckten die Bauern mit bedeutendem Verluste zurück. Achmed wiederholte noch einige Male, aber eben so unglücklich den Versuch, und da er endlich am Gelingen seines Planes verzweifelte, brach er Nachmittags 4 Uhr auf und zog unverrichteter Sache nach Constantine zurück.

Auf dem Heimwege machten wir in der Nähe von Guelma am linken Ufer der Seibuße Halt, wo sehr schöne Weide für die Pferde war und am Abhange eines kleinen Hügels warme Quellen entsprangen. Die Araber erzählten mir, daß in der Nähe ein Thal sei, welches kein Muhammedaner zu betreten wage, weil früher daselbst eine blutschänderische Hochzeit gehalten, zu deren Bestrafung die Gäste in kegelförmige Berge und die dampfenden Kessel in siedende Bäder verwandelt worden wären. Diese Bäder hießen noch jetzt Hammam Meskhutin, d. h. die verfluchten Quellen. Durch Ungefahr sei einst ein Araber bei Nacht hineingerathen und habe eine Menge kleiner Stücke Glas liegen sehen; ohne etwas dabei zu denken, habe er einen Theil davon eingesteckt; da aber sein Weg weit war und ihm das Tragen lästig wurde, habe er es wieder von sich geworfen und im Hinwerfen bemerkt, daß das Glas gleich feurigen Kohlen glänzt. Sofort habe er sich gebückt, es wieder aufzuheben, in diesem Augenblicke aber von einem Unsichtbaren eine ungeheure Tracht Prügel erhalten. Hierauf sei er schnell nach Hause gelaufen und, wie er eine Tasche visitirt, habe er glücklicher Weise noch eines der eingesteckten Stücke gefunden; aber zu seinem freudigen Schrecken sei es ein Stück puren Goldes gewesen. Die Nachbarn, denen er den Vorfall mit-

getheilt, hätten sich nun auch an Ort und Stelle verfügt, aber zu ihrem Leidwesen weder Glas noch Kohlen, geschweige Gold gefunden.

Achtes Kapitel.

Bergebliche Belagerung von Constantine durch die Franzosen im
November 1836.

Wir waren kaum in Constantine wieder angekommen, so brachten auch schon unsere Spione einen Brief des Major Jussuff, worin gemeldet wurde, daß auch er uns bald einen Gegenbesuch abstatten würde. Der Bey, dem diese Nachricht sehr ungelegen kam, hielt sich nicht lange in der Stadt auf, sondern packte seine Schätze zum zweitenmal ein und schlug östlich von Constantine auf der Naz el Akba sein Lager auf. Ich begleitete ihn auf diesem Zuge. Es dauerte auch nicht lange, so kam die Nachricht, daß die Franzosen in einigen Tagen vor Constantine erscheinen würden, und wirklich erblickten wir schon am 21. November den Vortrapp ihrer Armee. Die Witterung war höchst ungünstig; denn es schneite sehr stark, und der Schnee, welcher nur einige Minuten liegen blieb, verursachte auf den ungebahnten Wegen den schrecklichsten Morast, in welchem die Armee nur langsam und mit bedeutendem Verlust an Maroden, Geschütz und Munition einherziehen konnte. Unter dem Oberbefehl des Marschall Clauzel hatte sie am 13. November Bona verlassen, an demselben Tage zu Buharfa, am folgenden, wo

schon heftige Regengüsse eingegetreten waren, zu Muhalsa gelagert, am 15. die Seibase, Guelma gegenüber, erreicht, und längs diesem Flusse über den Dschib = el-saba vordringend, am 19. den Bad Zenati überschritten, wo sie von einem Theile unserer Kavallerie ohne besondern Nachdruck angegriffen wurde. Diese Gefechte wiederholten sich nun öfter; die Wege wurden durch den anhaltenden Hagel und Regen immer bodenloser, die Kälte und Kälte bei zunehmendem Holz-mangel immer empfindlicher und erreichte den höchsten Grad, als die Armee am Abend des 20. auf Soma, einer ungefähr $2\frac{1}{2}$ Meilen von Constantine gelegenen Höhe, ankam. Bald nach ihrem Erscheinen brachten unsere Araber einen französischen Sergeanten, einen noch sehr jungen Mann von 18 Jahren, zum Bey ins Lager geschleppt, der als Tirailleur im Vortrapp erkrankt, unterwegs, als er aus Mangel eines Arztes in das eine halbe Stunde entlegene Lager gebracht werden sollte, von ihnen gefangen worden war. Achmed befahl mir, ihn über die Stärke der Armee und die Anzahl ihrer Geschütze auszuforschen, und gab ihm, nachdem er dieß Alles der Wahrheit getreu beantwortet hatte, Pardon; am dritten Tage aber gereute er sich und befahl, ihn hinzurichten, was nicht auf die klimpflichste Weise geschah.

Am 21. November, Nachmittags 2 Uhr, kamen die Franzosen vor Constantine an. Sogleich schickte mich der Bey, dessen besonderes Zutrauen ich besaß, mit einer starken Bedeckung nach der Stadt, um dieselbe zu vertheidigen und, so lang es möglich wäre, vor dem Uebergange an die Franzosen zu bewahren. Da wir aber zu keinem der vier Thore der Stadt hinein kommen konnten, weil sie bereits verrammelt und von der feindlichen Kavallerie berennt waren, so sahen wir uns geuöthigt auf einem Umwege über die nörd-

lichen Felsen, wo eine in dieselben gehauene Thür nach der Kassoba führt, in die Stadt zu bringen; und es war die höchste Zeit; denn sogleich darauf wurde die Stadt ringsum von den Franzosen eingeschlossen. Der Vortrapp der Armee hatte den Uad el = Kebir, welcher die Stadt von Osten bespült, überschritten und den Kudiat = Uti, eine der Bab el = Nachba gegenüberliegende Höhe besetzt, während die östliche Seite der Stadt von dem Sidi Mabruk aus bedroht wurde.

Der Major Jussuf hatte die Franzosen glauben gemacht, daß die Constantiner beim ersten Anblicke der Armee sich sogleich übergeben würden, und sie wurden in dieser Erwartung bestärkt, da sie bei ihrer Ankunft die Thore offen und mehrere Einwohner auf der Brücke der Bab el = Kantara spazieren gehen sahen. Hierin täuschten sie sich aber sehr. Denn obschon außer den Juden, deren Anzahl sich auf 9000 belief, auch mehrere vornehme Constantiner, der Grausamkeiten Achmeds überdrüssig, die Ankunft der Franzosen wünschten, so war doch die, den größeren Theil der Einwohner ausmachende, mittlere und ärmere Klasse zu fanatisch gesinnt und geschworne Feinde der Franzosen. Und wäre die Armee eine Million stark gewesen, so hätten sie das äußerste gemagt, um die Stadt zu erhalten, und wären lieber gestorben, als daß sie sich den Christen übergeben hätten. Sie schwuren öffentlich in allen Moscheen, sie wollten lieber Weib und Kind erwürgen und sodann ihren Tod in den feindlichen Bajonetten suchen. Zudem wurde nun durch täglich ankommende Spione berichtet, daß die Armee nur 12,000 Mann und 12 Kanonen stark sei; daher gingen sie bis zur Ankunft der Franzosen außerhalb der Stadt spazieren, mit frohem Sinn und lachenden Mienen, in kurzer Zeit alle diese Köpfe holen zu können. Auf

Befehl des Kommandanten kehrten sie jetzt in die Stadt zurück; drei Thore wurden fest verrammelt, besonders die Bab el - Nachbah, auf welches Thor der Hauptangriff geschah; hingegen das mittlere, auf den Nachabar führende, Bab el - Uad nur verschlossen, um zu etwaigen Ausfällen zu dienen. Ali Ben - Nissa, ein ebenso großer Feind der Franzosen, als Freund des Bey, bot Alles auf, den Muth und die Wuth der Bewohner aufs Höchste zu steigern. Dagegen suchten der Raibdar oder Mule el - Belad und der Scheid el - Belad das Volk von der Unmöglichkeit der Erhaltung der Stadt zu überzeugen, welche Sprache aber von den Bürgern sehr übel aufgenommen wurde. Während der Belagerung nämlich wurden ihnen durch die Araber mehrere französische Briefe überbracht, in welchem die Bürger zur Uebergabe aufgefordert wurden. Beide ließen das Volk in der größten Märschee zusammenkommen, und stellte ihm vor, um sein und seiner Familien Leben zu erhalten, sei es besser, die Franzosen herein zu lassen, als sich die Stadt über dem Kopfe zusammenschießen zu lassen. Da stürmte das Volk wüthend auf Beide los, spie ihnen ins Angesicht und drohte, sie umzubringen, wenn sie noch einen einzigen Brief von den Regern annehmen würden. Darauf packte es den Brief, zerriß ihn und trat ihn mit Füßen. Als dieses dem Kommandanten zu Ohren kam, ließ er Beide in Eisen legen und dem Bey außerhalb der Stadt Anzeige machen, der nach Abzug der Franzosen sie zwar begnadigte, aber doch eine bedeutende Summe Geldes als Strafe erlegen ließ.

Unter den französisch Gesinnten war auch ein gewisser Scheid el - Arabi, ein Kulgli, der ebenfalls mehrere Briefe mit den Franzosen wechselte. Dieser, da er sich nach ihrem Abzuge keines guten Empfangs

vom Bey gewärtigte, schloß sich der Armee an, um mit ihr nach Bona zu flüchten. Er wurde aber durch die Araber gefangen und nach Constantine zurückgebracht, wo der Bey ohne großes Verhör ihn auf einem Maulesel geschlossen herumführen und sodann zu einer Schießscharte hinaushängen ließ.

Sogleich, nachdem die Thore verschlossen worden waren, erschien von Seiten der Franzosen ein Araber unter den Mauern der Stadt und forderte zur Uebergabe auf. Statt der Antwort, fielen mehr denn zwanzig Kanonenschüsse hinter ihm her. Hierdurch belehrt, daß auf freundschaftlichem Wege nichts zu hoffen sei, begannen sie die Stadt zu bombardiren, vermochten aber, weil ihre Kaliber zu klein waren, die Mauern nicht zu erschüttern. Das Wetter wurde immer abschaulicher, die Armee konnte sich auf keine langwierige Blokade einlassen und so kam es bald zu einem letzten entscheidenden Versuche. Am 23. Nov. um 11 Uhr des Nachts erschienen 14 Sappeurs in der Nähe der Bab el-Nachbah, in der Absicht, das Thor durch Pulver zu sprengen. Der Mond glänzte hell; sie drangen glücklich durch die außerhalb des Thores liegenden, schon halb zerschossenen Schmiedewerkstätten hindurch und sogar bis unter die Bogen des Thores. Es erhob sich von der Stadtmauer ein furchtbares Gewehrfeuer, aber keine Kugel traf; die Bab el-Nachbah hatte keine Kanonen, und von den andern Thoren her konnte dieses nicht bestrichen werden. Auf einmal erschien auch eine Kompagnie Infanterie mit einem Geschütz, welches wir im Mondschein glänzen sahen. Es wurde auf sie gefeuert, aber nutzlos, weil sie sich bereits durch die zerschossenen Häuser deckte. Plötzlich hörten wir einen Schuß. — Die Kugel war, was wir sogleich entdeckten, über dem Schlosse des Thores, wo die Sappeurs arbeiteten, in dasselbe eingedrungen,

und diese bemüht, Pulver in die Deffnung zu stopfen, um es sofort zu sprengen. Aber gesetzt auch, daß das Letztere ihnen gelungen wäre, - so wüßten sie doch hinter der hölzernen Pforte ein 18 Schritt langes Gewölbe gefunden haben, welches mit großen Steinen und Gips vermauert war und alles Weiterdringen unmöglich machte. Doch es kam nicht einmal zum Sprengen des Thores. Auf den gefallenem Schuß hatten die Bürger Stricke an die Kanonen befestigt, ließen sich daran zur Mauer hinunter, singen die 14 Sappeurs ab und hieben alle in Stücke. Die Compagnie mußte sich schnell zurückziehn und das Geschütz im Stich lassen, welches noch in derselben Nacht an der Mauer in die Höhe gezogen wurde.

Sogern ich die Stadt in französischen Händen gesehen hätte, so lag es doch ganz außer meinen Kräften, dazu behülflich zu sein. Mit betrübtem Herzen sah ich die Armee schon am folgenden Morgen ihren Rückzug antreten, und es war mir, als wenn mit ihr die letzte Hoffnung, von diesen Bluthunden befreit zu werden, mir den Rückenehrte. Die Retirade würde ganz gewiß ohne Verlust gewesen sein, wenn man sich noch in der Nacht zusammengezogen und die Vorposten nicht bis Tagesanbruch stehn gelassen hätte. Denn nun hatte Ali Ben-Niffa Zeit, den Bey von der Lage des Feindes zu unterrichten, der den Befehl gab, bei anbrechendem Tage alle Thore zu öffnen und mit dem Säbel in der Hand anzugreifen, während er selbst dem Feinde in den Rücken fallen wollte. Dieser Befehl ward auf das Strengste befolgt, und mit Mordlust entstürzten Jung und Alt halbnackend und mit gezückten Messern den vier Thoren. Ueberall wurden die noch einzeln stehenden Piquets umzingelt und niedergebauen, die Köpfe abgeschnitten und nach der Cita-

belle gebracht. Viele ereilte man auf der Flucht, packte sie bei den Haaren und schlug ihnen die Köpfe herunter. Mit Blut besprigt vom Kopf bis zu den Füßen, kamen Türken und Kabailen durch alle Thore, ein jeder im Durchschnitt 4 — 5 Köpfe in den Händen. Der Kommandant Ali Ben - Nissa saß auf der Citabelle, und in weniger, als einer Stunde fand sich ein Haufe von 500 Franzosenköpfen um ihn versammelt. Die Kanoniere, welche nichts weiter zu thun hatten, konnten nun auch nicht länger ihrer Wuth- und Habsucht widerstehen und eilten ebenfalls hinaus, um sich einen Christenkopf zu holen, und mit blutendem Herzen sah ich den Schädelhaufen immer größer werden. Auch drei Araber wurden noch lebend herbeigebracht und erst, nachdem man sie durch den Anblick dieser Schlachtopfer geängstigt, ebenfalls enthauptet.

Die Truppen, welche schon im Carree standen, waren besser gedeckt; aber die Munitions- und Fouflage-Wagen, wohl an hundert Stück, und die dasselbe bedeckenden Soldaten fielen alle in die Hände der Kabailen, die sie blutigierig niedermetzten und gang nacht auszogen. Ja, als außerhalb des Carree's kein Lebender Christ mehr zu finden war, wurde es selbst, während es, im Morast bis an den Leib, nur langsam sich zurückziehn konnte, auf der einen Seite von den Bauern und Fußsoldaten des Bey, auf der andern von ihm selbst mit den berittenen Arabern und Kabailen angegriffen. So geschah es, daß noch eine Menge Unglücklicher, die vor Wunden und Mattigkeit nicht mitkommen konnten, nothshalber von den Ihrigen verlassen, das Opfer der grenzenlosesten Grausamkeit wurden. Fünfzehn derselben fielen dem Bey selbst in die Hände. Er schenkte ihnen das Leben, ließ sie aber, in Ketten geschmiedet, die schwersten Arbeiten verrichten.

Auf diese Weise fortwährend beunruhigt, schlug sich die Armee am ersten Tage mit der größten Mühe vier Stunden weit zurück, und, da die Angriffe immer verderblicher wurden, so suchten sie sich gegen Abend einzuschützen. Allein auch dieses glückte nicht: die Erde floß, so wie sie aufgeschüttet wurde, der großen Masse wegen, wieder herab, und so blieb nichts übrig, als die ganze Nacht im feindlichen Feuer stehen zu bleiben. Mit Anbruch des Tages trat sie ihre Retirade von Neuem an, mußte aber eine Menge Blessirter und Maroder zurücklassen, denen das gemeinsame Loos zu Theil ward. Da nachgerade die Entfernung von Constantine zu groß, und es lästig wurde, die abgeschlagenen Köpfe mit sich herumzuschleppen, so begnügte sich der Bey, den Köpfen der enthaupteten Gefangenen nur die Ohren abschneiden und als Gewähr der Belohnung in der Stadt vorzeigen zu lassen. Auf diese Weise kamen am vierten Tage nach dem Abzuge zwei Rabailen mit langen Stangen in die Stadt, woran eine Schnur von mehr als 400 Stück Ohren befestigt war. Die Bürger zogen sich jetzt wieder zurück; aber der Bey verfolgte die Franzosen bis nach Guelma, wo sie ein Lager hatten und ausruhn konnten. Jetzt erst zog auch er triumphirend in Constantine ein.

Ein wahres Kannibalen-Fest ward hierauf drei Tage hindurch den Muhammet zu Ehren gefeiert, der die Franzosen geschlagen haben sollte. Die feindlichen Köpfe wurden außerhalb der Stadt auf dem Nachahar aufgestellt, und die Ohren an einem Pfahle darüber gehängt. Die todtten Körper wurden vom Felde nach der Stadt geschleift, wo zur allgemeinen Belustigung Weiber und Kinder Stricke an ihre Füße banden und sie mit Jubelgeschrei in den Straßen umherzogen. Eine große Anzahl Weiber schwärmte hinter-

drein und schlug mit Stöcken auf die Leichname. Der Gestank nöthigte endlich, dieselben in mehreren Haufen zu verbrennen; aber noch einen Monat nachher sah ich einzelne Köpfe, Ohren, Arme und Beine von den Hunden umherschleppen. Nach wiederhergestellter Ruhe gingen die Bürger, die von den Franzosen zurückgelassenen Kleidungsstücke und Geräthschaften einzusammeln, und brachten sie nach der Stadt. Auf allen Märkten sah man französische Monturen und Waffen verkaufen und besonders viele Kleidungen der Kanoniere, welche mehr als andere den feindlichen Angriffen ausgesetzt gewesen waren. Einer dieser letzteren, der hatte zurückbleiben müssen, hatte sich nahe bei der Stadt in einen Strohhaufen verkrochen, aber vom Hunger getrieben, am vierten Tage herausgemacht, und war so in die Hände der Barbaren gefallen. Ich ging denselben Morgen gerade außerhalb der Stadt, um französische Granaten zu suchen, und gewahrte plötzlich um diesen Strohhaufen einen Zusammenlauf von Menschen, der mich ebenfalls dahinzog. Der arme Mann konnte kaum noch aufrechtstehen. Ich bat die umherstehenden und noch herbeieilenden Tiger, ihm nichts zu Leide zu thun und mich mit ihm reden zu lassen. Welche Freude bemächtigte sich seiner, als ich ihn in seiner Muttersprache anredete! Er beschwor mich sein Leben zu schützen und ihm ein wenig Brod zu geben; weshalb ich die Umherstehenden nochmals bedeutete, ihm kein Leid zuzufügen, bis ich vom Bey zurückkäme, mit dem ich reden wollte. Dieß versprochen sie mir auch; ich ging hin, bat für den Unglücklichen; aber, als ich nun mit der Begnadigung zurückkehrte, hatten die Unmenschen ihm mit einem Steine den Kopf zerschmettert und darauf abgeschnitten.

Neuntes Kapitel.

Die Stadt wird stärker befestigt. — Zweite Belagerung und Einnahme von Constantine durch die Franzosen im Jahr 1837. — Verzweifelte Lage des Verfassers. — Die Favoritinnen des Bey. — Capitulation im Löwenzwinger. — Verhör zu Constantine. — Letztes Verhör zu Marseille. —

Sobald es die Umstände erlaubten, nahm ich wieder von meinem anfänglichen Posten im Löwenzwinger Besitz. Die armen Thiere hatten, weil Niemand Mühe gehabt, sich um sie zu bekümmern, bedeutenden Hunger gelitten und sich bis auf zwei von ihren Ketten losgerissen. Durch Brüllen drückten sie ihre Freude aus, ihren alten Herrn wieder zu sehen, und ließen sich leicht und willig wieder anbinden. Aber mein Aufenthalt bei ihnen dauerte nicht lange.

Achmed Bey sah jetzt wohl ein, daß die Franzosen nicht säumen würden, die erhaltene Scharte wieder auszuweihen, und nahm daher seine Maßregeln, um ihnen bei einem zweiten Angriffe noch kräftigeren Widerstand zu leisten. Er ließ die Lafetten der Geschütze ausbessern, neue Befestigungswerke anlegen, die alten verstärken, und überhaupt die Stadt so fest als möglich machen. Eines Tages ließ er mich rufen und nahm mich mit nach der Kassoba. Hier sagte er zu mir: „Ich glaube, Habbachmann, dieser Platz ist sehr gut, die Feinde, wenn sie sich auf dem gegenüberliegenden Berge postiren, zu beschießen. Du wirst dir hier eine Batterie errichten, die unter deiner Disposition stehen wird; und zu ihrer Anfertigung mußt du dich der funfzehn gefangenen Fran-

„zosen, und so vieler Juden, als du nöthig hast, „bedienen.“ Dieses würde eine Batterie von Erde, mit Quecken eingesezt, 18 Fuß stark und 120 Fuß lang, mit zwei Schießscharten, für zwei 24- und zwei 50 pfündige Mörser. Nach Verlauf von 2 Monaten war sie fertig, aber nie konnten es mir die 15 Franzosen vergeben, daß ich mich ihrer zu dieser Arbeit bedient hatte, und mit Noth entkam ich späterhin der Anklage, welche sie hierauf begründeten.

Der Bey blieb dieses Jahr der Festungswerke wegen ungewöhnlich lange in der Stadt. Im Monat Mai kam die erste Nachricht, daß die Franzosen Wege anlegten, neue Lager bauten, und allmählig immer weiter vorrückten. Im Monat Juni kam die zweite, daß neue französische Truppen mit vielem Geschuß und Munitionswagen angelangt wären und der Zug bald vorwärts gehen würde. Der Bey packte seine Reichthümer zusammen, und zog ihnen mit einer bedeutenden Macht entgegen; kehrte aber bald unrichteter Dinge zurück, und lagerte sich zwei Stunden weit von der Stadt, um den Erfolg abzuwarten, welcher dieses Mal nicht so günstig als vorher auszufallen versprach.

Die französische Armee trat Anfangs Oktobers 1837 ihren zweiten Feldzug an; sie war 30,000 Mann stark und führte 36 Geschütze von großem Kaliber mit sich, und flößte daher den Bewohnern von Constantine mehr Furcht ein, als früher. Dennoch aber fest auf den Schuß ihres Propheten vertrauend, glaubten sie auch diesmal die Stadt erhalten zu können, und boten hartnäckig jeder gütigen Aufforderung zur Uebergabe Troß. Nun schlossen die Franzosen die Stadt von allen Seiten ein, legten auf dem Sidi Mabruk, meiner Batterie gegenüber, drei Demontirbatterieen

an, und begannen die Stadt mit Granaten und Congreveschen Raketeten zu bewerfen. Meine Batterie war am meisten dem französischen Feuer ausgesetzt, und, nachdem wir uns so drei Tage einander beschossen hatten, waren meine Kanoniere größtentheils getödtet und die Batterie demolirt. Jetzt rief mich der Kommandant von meinem Posten ab, und wies mir auf der großen Citadelle meine Stellung an, vor welcher die Franzosen schon zwei Tage und Nächte an Breschbatterieen arbeiteten. Hier frug er mich, was denn eigentlich der Feind da vorhätte? er glaube, man wolle die Stadt unterminiren, was schwerlich gelingen werde, da sie auf einem Felsen stehe. — Ich berichtete ihm die Wahrheit, was er aber unglaublich und sogar lächerlich fand.

In der vierten Nacht erschienen fünf französische Deserteure, darunter drei Türken, unter der Mauer, baten um Gotteswillen, ihnen einige Nahrungsmittel zu geben, indem sie dem Hungertode nahe wären, und erklärten, gern alles verrathen zu wollen, wenn man sich ihrer erbarmte. Der Kommandant befahl, sogleich Stricke hinunter zu lassen und sie heraufzuziehen. Die Schufte erzählten alles haarklein; aber siehe da! der Kommandant ließ ihnen die Köpfe abschlagen, die Rumpfe über die Festungsmauer schleudern, und die Köpfe auf die Mauer zur Schau setzen.

Am fünften Morgen begannen außer den schon genannten drei Batterieen noch drei Breschbatterieen gegen uns zu spielen. Die Mauern zitterten; die Schießscharten stürzten zusammen; Stücke unserer Kanonen und Lafetten, von feindlichen Kugeln zerschmettert, flogen in der Luft umher; die Citadelle war so voll von getödteten Kanonieren, daß man beinahe nicht mehr durchkommen konnte. In dieser gefährlichen

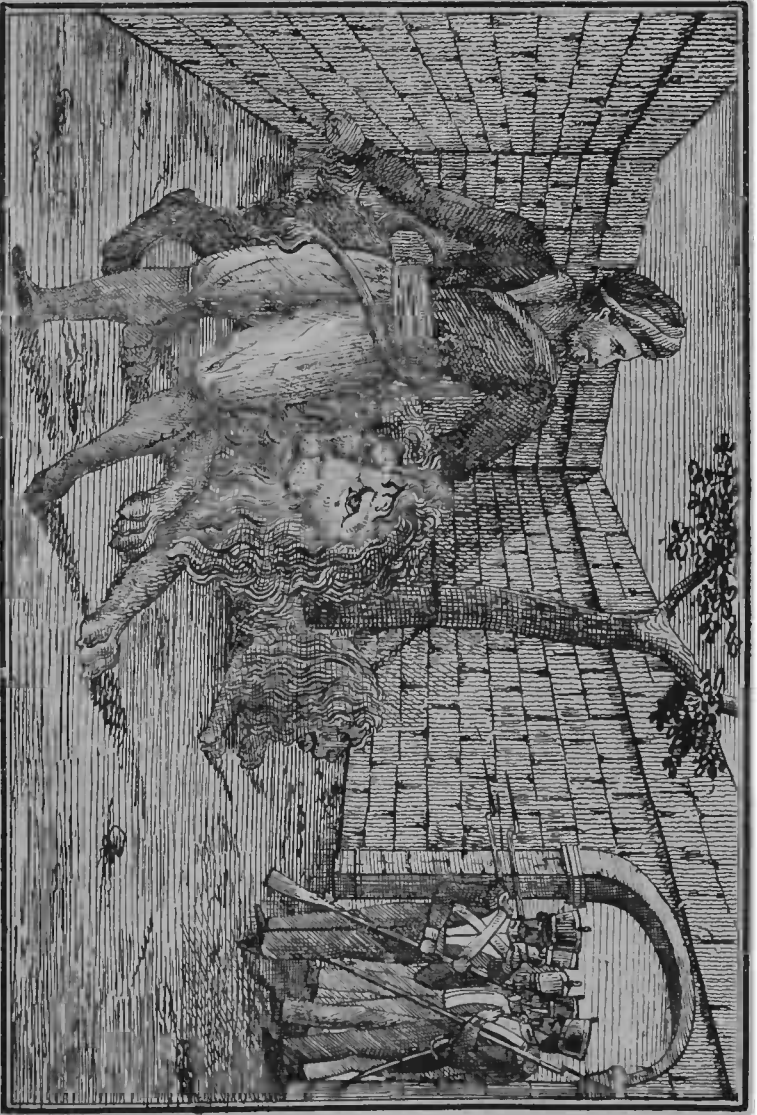
Lage beschloß ich, in der nächsten Nacht mich an Stricken hinunterzulassen und zum Feinde überzugehen. Aber der Kommandant, der mir gleich beim Anfang der Belagerung nicht traute und meinte, ich würde alle Mittel anwenden, um die Franzosen zur Stadt hereinzulassen, hatte mich unter wachsamem Auge gestellt und blieb selbst stets in meiner Nähe. Gerade in dieser Nacht berief er die noch lebenden und dienstfähigen Kanoniere zusammen, und las ihnen folgende Ordre des Bey vor: „Wenn Habbachmann seine Schuldigkeit nicht thut, und noch irgend eine Anhänglichkeit an die Christen zeigt, so soll der Kommandant ihm vor dem Einrücken der Franzosen den Kopf abschlagen lassen.“ Jetzt also war mir der Tod mehr als gewiß. Denn leistete ich nun nicht das Zehnfache meiner Schuldigkeit, so war es um meinen Kopf geschehen; und fiel ich als Kanonier dem Feinde in die Hände, so hatte ich nichts besseres zu erwarten. Was war zu thun? ich stellte mich an meine Kanone und feuerte unaufhörlich vom Morgen bis in die Nacht eine Kugel nach der andern ab; doch schickte ich die meisten dem Feinde über den Kopf weg, was die Araber nicht bemerkten, und schon zufrieden waren, wenn es nur immer recht herb und tüchtig knallte. So erschien der 6. Tag der Belagerung: die Bresche war bereits gelegt, unsere Geschütze alle bis auf zwei zum Schweigen gebracht; alle noch lebenden Kanoniere hatten sich aus Furcht des Nachts von der Citadelle hinweg in ihre Häuser geflüchtet. Abends 5 Uhr that auch ich den letzten Schuß. Meine Schießscharte war schon über 8 Fuß breit ausgeschossen, und ich stand noch mit zwei Türken am Geschütz, von denen aber keiner den Wischer ergreifen und laden wollte. Es blieb mir also nichts übrig, als auch diese Numme zu bedienen. Ich bedurfte einer halben Stund

zum Laden, — so stark wurde durch die versteckt liegenden Tirailleurs nach uns geschossen — und indem ich die Kugel, welche nicht mit dem Pulver verbunden war, ansehen will, kömmt eine feindliche 12pfündige Kugel, zerschmettert mir den Wischer in der Hand, so daß ein Stück davon mich am rechten Knie verwundete, reißt ein Stück vom Kanonenkopfe, durchbohrt den Nr. 4 bedienenden Türken, und nimmt dem, der Nr. 3 hatte, die Hälfte des Kopfes mit hinweg. —

Dies war der Feierabend. Der Kommandant Ali Ben-Nissa flüchtete sich, und auch ich zog mich in den Löwenzwinger zurück, um daselbst mein Ende abzuwarten. Den 7. Morgens stürmten die Franzosen und erstiegen nach einigen Schwierigkeiten unsere Mauern. Die Kulugli hatten an der Bab el-Uad eine Art Mine angelegt, indem sie das Pflaster im innern Thore aufgebrochen, Pulver darunter gesteckt und die Steine wieder darauf gelegt hatten. Das Sprengen dieser Mine kostete den Franzosen noch mehrere Leute. Aber nun attakirten sie mit gefälltem Bajonet. Die meisten Bürger mit Weib und Kinder suchten in der Flucht ihr Heil, aber nur wenige fanden es. Alle Thore waren gesperrt, und nur ein schmaler Fußsteig über schroff hängende Felsen führte zur Freiheit. Diesen wollten nun Tausende auf einmal betreten, und, unvorsichtig genug, stürzte einer den andern in eine Tiefe von 600 Fuß hinab, so daß die Meisten verstümmelt, viele getödtet wurden. Auch eine große Schaar Favoritinnen des Bey eilten aus dem Serail nach dieser Gegend, und stürzten sich freiwillig, um nicht in die Gewalt der Christen zu gerathen, zum Abhang des Felsens hinunter. Unter den Todten dieses Tages befand sich auch der Mule el-Belad, der bei der vorigen Belagerung seine Freundschaft gegen die

Franzosen zu deutlich geäußert und nun, um der Rache des Volkes zu entgehn, Tag und Nacht die Batterie nicht verlassen hatte. Er fiel nach sichern Nachrichten eben, als die Franzosen die Bresche erstürmten, von einer Kanonenkugel getroffen. Der Scheik el-Belad, sein College, hatte sich die ganze Zeit über in einer Moschee verborgen; ich sah ihn nie, weder auf der Batterie noch in der Stadt, und kann auch nicht sagen, ob er noch lebt oder umgekommen ist. Er war ein Greis von beinahe 70 Jahren, der erste unter den drei angesehensten Geistlichen der Stadt, als welcher er der Moschee, wo die Verbrecher Schutz und Sicherheit suchten, vorstand, und außerdem erster Rathsherr des Bey. Früher war er sehr angesehen beim Volke, und Jeder, der ihm begegnete, küßte ihm die Hand oder die Brust. Auch hatte er sein eigenes Gericht, und wer bei ihm einen Prozeß anhängig gemacht, durfte nicht mehr zum Bey gehen, um Recht zu erlangen.

Während der 12 stündigen Plünderung, welche nun nach Einnahme der Stadt erfolgte, kamen mehrere Franzosen auch zu mir auf den Hof. Eine zersprungene Granate hatte die Hälfte meiner Hausthür zertrümmert, wodurch ihnen das Eindringen erleichtert wurde. Schreck und Verwunderung bemächtigte sich ihrer, als sie mich, wie ein Türke mit einem großen Barte angethan, mitten im Hofe im Kreise meiner Löwen erblickten, und keiner wagte es, näher heranzukommen. Sie riefen mir zu, daß ich mich ergeben sollte; aber ich, um den Christen nicht zu verrathen, zeigte stumm auf meine Löwen, welche ihnen mit Brummen und grimmigen Gebärden antworteten. Es folgte eine Pause. Da ergriff plötzlich einer sein Gewehr und legte an — aber im Nu fuhren alle die Bestien wildheulend empor; mein Liebling reißt sich los, ich aber, da ich sah, daß der Soldat wieder ab-



Ein Mann mit dem Löwen durch die Pforten des Juddens 1837

setzte, fasse zum Glück noch die Kette und bringe, wiewohl eine Strecke weit geschleift, das rasende Thier in den Kreis zurück. Darauf gab ich den eingeschüchterten Franzosen durch ein Paar geradebrechte französische Worte zu verstehen, daß ich mich dem General selbst überliefern wollte; sie waren es zufrieden, stellten eine Wache vor die Thür, und ich blieb noch so lange in dem Gehöfe, bis der General Valée und der Herzog von Nemours ihren Einzug hielten. Diesen stellte ich mich sogleich, erzählte mit wenigen Worten meine Schicksale und ward von ihnen mit in das Schloß des Bey genommen, wo ich vor den versammelten Generalen aussagen mußte, ob ich in Constantine keinen Engländer oder sonst einen Christen kennen gelernt, der beim Bey als Artillerist gedient und die Batterie auf der Cassoba erbaut hätte. Die Frage war zu bedrohlich gestellt, als daß ich es hätte wagen dürfen, durch ein aufrichtiges Geständniß zur guten Zeit mein Leben noch einmal aufs Spiel zu setzen. Ich kannte noch nicht den schmerzlichen Verlust, welchen die Armee in ihrem Ober-General, dem Marschall Damrémont, den eine Kanonenkugel durchbohrte, erlitten; aber dieß wußte ich, daß der Besitz von Constantine den Franzosen vieler Braven Leben gekostet. Wie konnte ich hoffen, daß die erbitterten Sieger mit einem so unbedeutenden Haupte, wie ich, Umstände machen, oder die Rücksicht auf das Willenlose meiner Handlungsweise das, durch die vorjährige Niederlage gekränkte, französische Ehrgefühl beschwichtigen werde? Denn in solchen Augenblicken ist die Leidenschaft mächtiger als die Vernunft. — Ich gab auf die vorgelegte Frage eine durchaus verneinende Antwort, und blieb nur in sofern der Wahrheit getreu, als ich mich, so nahe es mir auch gelegt wurde, nicht zu der Aussage bewegen ließ, daß ein englischer Artillerist den

Franzosen so viel zu schaffen gemacht hätte. Auf diese Antwort ward ich entlassen und sofort mit dem zweiten Armeecorps nach Bona zurückgeschickt. Mit diesem zogen auch viele, früher in Bona oder Algier sesshafte Mauren, welche sich nach Constantine geflüchtet hatten.

Unser Weg war derselbe, den ich im Frühjahr 1836 mit Achmed Bey gemacht hatte, aber seitdem bedeutend verbessert. Sechs Stunden vor Guelma war eine große Schanze mit Baracken und Zelten angelegt, welche wohl an 10,000 Mann aufnehmen konnte. Guelma selbst, früher eine bloße Ruine, war zum festen Lager umgewandelt und hatte mehrere Blockhäuser. Acht Stunden weiter fanden wir eine zweite, der ersten gleiche Schanze, und vier Stunden von Bona das große und feste Lager des Jussuff (er wurde von den Franzosen jetzt Bey titulirt), welches wir unter Achmed Bey belagert hatten. Bona ist jetzt, nachdem es durch die Franzosen angebaut und verschönert worden, ein recht nettes kleines Städtchen. Es liegt an einem guten Hafen, ist von der Landseite mit Magazinen und Baracken versehen, worin französische Truppen liegen, und hat auf der einen Seite einen hohen, sehr befestigten Berg, von wo aus Stadt und Hafen mit Kanonenkugeln bestrichen werden können. Südlich an der See liegen schöne Gärten in einer fruchtbaren Ebene, und gegen Westen stößt der majestätische Atlas mit seinen schwarzen Waldungen an die Stadt.

Mit einem Kaufmanne setzte ich nach Marseille über. Ich meldete mich beim Sous-entendant, um meine Marschroute nach der deutschen Grenze visiren zu lassen. Nachdem er meine Papiere mehrere Male durchlesen, betrachtete er mich, las wieder, rief dann einen Sekretair im anstoßenden Zimmer, sagte ihm etwas ins Ohr, und nun betrachteten beide mich vom

Kopf bis zu den Füßen. Ich wußte nicht, was mit mir vorging, als plötzlich einige Soldaten ins Zimmer traten, welchen ich sammt meinen Papieren übergeben wurde. Sie führten mich auf das Generalkommando. Hier ward ich vor mehreren Offizieren einige Mal verhört, ob ich aus Constantine käme? wie lange ich dort gefangen geseßen? welche Geschäfte ich daselbst verrichtet, ob ich keinen Preußen Namens Schlosser, aus Erfurt gebürtig, kennen gelernt, der Artillerist beim Bey gewesen wäre? Ich bejahte es ihn kennen gelernt zu haben; er sei aber mit Achmed in die Wüste Sahara geflüchtet. Sie wunderten sich, daß meine Heimath und mein Name so genau mit dem übereinstimmten, wonach man von Seiten Algiers früge. Ich erwiderte: „Mit dem Unterschiede, daß „ich Jean Louis Schlüsser, jener Artillerist des Bey „aber Wendelin Schlosser heißt.“ Ich hatte nämlich schon lange befürchtet, daß jene 15 Franzosen, die unter meiner Leitung die Tobana el-Cassoba erbaut hatten, sich an mir rächen würden, und daher meinen Vornahmen, welcher ihnen allein bekannt war, mit dem angegebenen vertauscht. Diese List verhalf mir jetzt zur Freiheit. Herzlich lachen aber mußte ich auf der Rückreise über die Widersprüche, in welche die Zeitungen sich hinsichtlich meiner verwickelten, indem die eine einen Wendelin, die andere einen Jean Louis Schlosser in Constantine finden ließ, eine dritte dagegen aus besserer und sicherer Quelle haben wollte, daß besagter Wendelin schon vor der Einnahme von Constantine nach der Sahara entflohen sei. — Ihr lieben guten Leute! seid froh, daß ihr zu Hause sitzen und Zeitungen schreiben könnt, und nehmt es einem armen Teufel nicht übel, daß er, um auch endlich einmal zur Ruhe zu kommen, euer Handwerk getrieben hat. — —

Zehntes Kapitel.

Nachrichten über die Leidensgefährten des Verfassers.

Nachdem ich nun meine Leser mit meinen eigenen Schicksalen, vielleicht umständlicher, als sie es wünschen mögen, bekannt gemacht habe, liegt mir noch die Pflicht ob, meinen Mitgefangenen das ihnen einst gegebene Wort zu lösen, und auch ihrer hier in Kürze zu gedenken.

Außer Bernhard Zabe, der noch in den letzten Tagen zum Artilleristen befördert wurde, und nach der Einnahme als Diener eines Obristen aus Constantine abmarschirte, weiß ich bestimmt mit Namen nur einen gewissen Fall von einem Gute bei Wappenheim gebürtig, einen Belgier, Anni, wie er angab, bei Luxemburg zu Haus, Michel aus dem Fuldaischen, Friedrich Ez aus Elberfeld und Breitenstein aus Homburg, Fau aus Trier und Loehtmer vom Unter-rhein, Send aus Dresden, und Seifert vom Rhein, zwei Franzosen, Fappé und Pigot aus Paris, und einen Italiener, Lombardini zu nennen. Noch zwei andere waren da, deren Namen ich nicht erfahren habe, weil wir uns in Constantine nur bei dem uns beigelegten arabischen Namen nennen durften; nämlich ein junger Mensch von mittlerer Statur, mit schwarzen Haaren und Augen, Tuchscheerer von Profession und aus Meiningen gebürtig; ihm wurde 1833 auf der Flucht von Constantine der Kopf abgeschlagen und nach Constantine geliefert. Der andere war ein gelernter Bergmann, gebürtig bei Königssee im Thüringerwalde. Er entfernte sich 1834 von Constantine mit einigen selbstverfertigten Medicamenten, um dafür von

den umwohnenden Bauern etwas zu lösen; es wurde aber dem Bey verrathen, der ihm Militär nachschickte und eine Stunde weit von der Stadt enthaupten ließ; für den Kopf zahlte der Bey 20 Kial — Falk sollte zu derselben Zeit, als Anton Gebhardt, wegen Entfernung von Constantine von den Hunden zerrissen werden; wurde aber begnadigt und starb einige Monate nachher halbverhungert und verzweifelt in Constantine — Anni wurde ebenfalls wegen Fluchtversuchs auf dem Nachabar geköpft — Michel starb 1834 an einer bössartigen Krankheit, die, ich weiß nicht wie, durch Heimweh herbeigeführt sein sollte — Eg und Breitenstein, nachdem sie das gemeinschaftliche Elend lange mit angesehen und ertragen hatten, fanden endlich Gelegenheit, heimlich mit Kabailen in deren Gebirge zu flüchten; alle Nachstellungen des Bey waren vergebens, und ich kann über ihr ferneres Schicksal nichts weiter angeben — Fau und Vohmer kamen 1833 nach Constantine, und da sie uns im Gefängniß und im tiefsten Elende antrafen, so entwarfen sie einen Plan, sich vor einem ähnlichen Loose zu schützen. Sie gaben sich für Aerzte aus, welche in der dortigen Gegend fast gänzlich mangeln, und da man ihre Kenntnisse nicht prüfen konnte, so wurden sie vom Bey in Freiheit gesetzt, ihnen ein kleines Zimmer angewiesen, wo sie, vom Bey unterstützt, ihre Medicamente bereiten sollten. Als Europäer, denen man dort hinsichtlich der Arzneikunde sehr viel zutraut, wurden sie anfangs von Stadt und Land sehr häufig consulirt, zumal ihre ersten Kuren, welche leichter Art waren, einen glücklichen Erfolg hatten. Später traten wichtigere Fälle ein, die sie nicht zu heilen vermochten, und kamen ihrem Sturze sehr nahe. Constantine ist voll von Blinden und von Geburt auf verkrüppelten Menschen. Diese alle nahmen zu den beiden europäischen Barbieren ihre

Zuflucht, und sie wiesen keinen als unheilbar zurück, sondern ließen sich gegen das feste Versprechen der Heilung mehrere Vorschüsse zahlen. Da die Genesung aber nicht erfolgte, so wurden sie endlich von den Kranken zuerst beim Paschamba, zuletzt beim Bey verklagt, der nun, von seiner hohen Meinung zurückkommend, Verdacht schöpfte, so daß sie auf ihrer Hut sein mußten. Loehmer verheirathete sich mit einer Araberin, und starb späterhin in der schrecklichsten Armuth. Fau trieb seine Praxis noch eine Zeit lang fort und ließ sich von einem sehr braven Manne, einem sogenannten Taleb oder Gelehrten, Namens Achmed Venapette als Sohn adoptiren. Dieser war früher eine im Beylik sehr angesehene Person; da er aber sich ein bedeutendes Vermögen erworben, so war er dem Bey ein Dorn im Auge, der ihn so lange verfolgte, bis er ihn endlich gewaltsamer Weise in seine Hände bekam und, da er dem Leben eines Talebs nichts anhaben durfte, um sein ganzes Vermögen krafte. In Armuth zurückgezogen, nahm er nun diesen Fau zu sich und bestimmte ihn späterhin seine Tochter zu ehlichen, zu welchem Zwecke er ihn in der muhammedanischen Religion unterrichtete und durch die Beschneidung zum wirklichen Moslemen machte. Durch diesen Schritt erhielt der Haß und die Habsucht des Tyrannen neue Nahrung, und die ganze Familie wurde unter geheime Aufsicht gestellt. Ein Ereigniß, welches sich bald darauf mit Fau zutrug, entschied den Sturz der Familie. Nämlich die Mutter eines verstorbenen Bey, die in Constantine lebte, erkrankte plötzlich und nahm in Ermangelung eines andern Arztes ihre Zuflucht zu Fau. Dieser bereitete ihr mehrere Mittel, aber Bessermachtet oder vielleicht ebendeshalb starb sie nach kurzer Zeit. Sie hatte bei ihren Lebzeiten mehrere kostbare Ringe an den Händen getragen, und, da nun die Verwand-

ten zu ihr eilten, gaben sie vor, es fehle einer dieser Ringe, und maßen Fau die Schuld bei, weil er Tangelang ganz allein bei ihr zugebracht hätte. Er war unschuldig, und eine Verwandte selbst hatte die Todte bestohlen. Allein Achmed Bey fand hierin wieder einmal Gelegenheit, sich an der armen Familie zu reiben. Er schickte Wache ab, den Fau zu arretiren; dieser aber, noch zeitig genug davon benachrichtigt, stoh in die öffentliche Moschee und entwichte nach einigen Tagen aus der Stadt. Von einer Marabudin zur andern flüchtend; erreichte er glücklich die Sahara und ward von einem reichen Mauren aufgenommen, bei welchem er praktizierte. Der Bey erfuhr aber doch seinen Aufenthalt, und, da er keine Gewalt in dieser Gegend hatte, so schrieb er an den Mauren, gegen eine Belohnung von 200 Rial ihm den Flüchtling lebend über seinen Kopf auszuliefern. Der Maure indessen, in seinem Charakter eine Ausnahme von seiner Nation bildend, that keines von beiden, sondern gab ihm Gelegenheit an die Hand, seine Flucht nach Tunis fortzusetzen, wo er sich, wie ich nachher von Karavanen erfuhr, im besten Glücke befand.

Für den Sohn aber mußte nun der Pflegevater büßen. Achmed Bey ließ ihn bei Nacht aus seinem Hause in den Kerker führen, nahm der Familie ihre Möbel und noch übrigen Gelder, und ließ sämtliche Papiere des Arrestanten von einer Kommission untersuchen, ob sie vielleicht ein verrätherisches Einverständnis mit den Franzosen bekundeten. Dieser Verdacht bestätigte sich zwar nicht, aber es kamen mehrere von Fau in deutscher Sprache geschriebene Papiere zum Vorschein, und unter diesen ein versiegelter Brief, der an den englischen Gesandten in Tunis adressirt war. Der Bey, voller Erwartung, was dieser Brief enthalten

könnte, ließ mich sogleich rufen und befahl mir, denselben in seiner Gegenwart zu lesen und zu verdolmetschen. Die Adresse wußte er schon, weil die mit lateinischen Lettern geschriebenen Worte Consul und Tunis von einigen Mamlucken, die Italienisch sprachen und schrieben, verstanden worden waren. „Aber was für eine Sprache“ sagte er, mir den offenen Brief zeigend „ist dieß?“ Antwort: Deutsch. „Was ist das! Französisch, Englisch, Flämisch, Holländisch, Schwedisch, Dänisch...“ Alle diese Worte wußte er corrupt, aber mit großer Geläufigkeit auszusprechen. Mir fehlte in dem Augenblicke das rechte Wort, und ich konnte also nur mit Nein antworten. „Na! so ist es Nimsa.“ Unter diesem Namen allein sind wir Deutschen jenen Völkern bekannt; und zur Bestätigung seiner Behauptung holte er eine Münze, welche ich für einen Theresienthaler erkannte. Ich las den Brief und hatte Mühe, meinen Schreck über dessen Inhalt zu verbergen: Er enthielt die Bitte an den englischen Consul, sich seiner anzunehmen und für seine Freiheit zu sorgen; hierbei schilderte er Achmed und dessen Tyrannie aufs Grellste. Ich durchlas den Brief einige Male, überlegend, welche Antwort ich dem Bey geben sollte. Die Wahrheit sagen durfte ich nicht; sonst hätte der rachsüchtige Mann dem Leben des Achmed Pennapette sofort ein Ende gemacht. Ich gab also vor: Du schreibe dem Consul, er möchte ihm doch zur Uebersendung mehrerer medicinischer Mittel behülflich sein. Er schüttelte den Kopf; auf meine mehrmalige Bethenerung aber nahm er es endlich für die Wahrheit, und entließ mich. Der arme Taleb mußte aber im Kerker bleiben, bis im folgenden Jahre die Cholera nach Constantine kam, die mehrere Tausende hinwegraffte. Jetzt erhielten mehrere Gefangene und auch er die Freiheit.

Send kam in Seiferts Begleitung zur Zeit der Cholera nach Constantine. Beide waren schon unterwegs durch die Araber gewaltsamer Weise beschnitten und zu Muhamedanern gefornt worden. Send fand nach Abzug der Cholera Gelegenheit, sich beim Bey zu insinuiren, der ihn, als Büchsenmacher, wie ein Kleinod schätzte, das er noch nie besessen hatte. Er gab ihm eine Werkstatt und einiges Geld, sein Geschäft zu beginnen; und es dauerte nicht lange, so kam er in Ruf und nahm nach der Zeit eine Araberin zur Frau. Als Constantine von den Franzosen eingenommen ward, ließ er Frau und Kinder daselbst und kehrte, wie ich in sein Vaterland zurück. — Seifert ergriff zwischen 1836 und 1837 die Flucht, entkam glücklich nach Tunis, und, wie ich nachher erfahren habe, ist er in sein Vaterland zurückgekehrt. — Zappé und Pigot, welche 1833 als Gefangene zu uns kamen, erhielten eines Tages vom Kalb Dar die Erlaubniß, eine besondere Arbeit zu verrichten, benutzten aber diese Freiheit zu entwischen. Sie erreichten die Gebirge des Mule Schiqua, eines sehr angesehenen Kabail. Hier wurden sie angehalten und nach mehreren Fragen: wo sie herkämen und wo sie hinwollten, für das genommen, was sie waren, und sollten nach Constantine zurückgebracht werden. Auf ihr Vorgeben, daß sie Muhamedaner wären, welches sie vor den versammelten Kabailen mehrere Male beschworen, wurden sie entfesselt, sollten aber nun — davon hing ihre Freiheit und ihr Leben ab — die Beschneidung constatiren. Pigot war beschnitten und zögerte nicht, es zu zeigen. Zappé dagegen war noch völlig Christ, und, da er sich weigerte, so brauchten die Bauern Gewalt und stimmten bei Entdeckung des Thatbestands ein fürchterliches Geschrei an. Zu Pigot sagten sie: Gehe deiner Wege! Er ging, blieb aber in einiger

Entfernung stehen, um das Schicksal seines Kameraden mit anzusehn. Die Kabailen ergriffen Steine, Prügel und Waffen und stürmten auf ihn los; einer zog sein Pistol und schoss ihn in die rechte Seite, und hierauf führten sie ihn einige hundert Schritte weiter in ein Gebüsch und schlugen ihn unter vielen Martern den Kopf ab. Diesen erhielten wir nach Constantine und zugleich die Erzählung des schrecklichen Vorganges. Die Thäter bekamen vom Bey die gewöhnliche Belohnung. —

Lomberdini war ein braver, stiller, junger Mann, der sich mit Geduld in sein Schicksal fügte; er betete als Muhamedaner und erwarb sich hierdurch die Gunst unserer Vorgesetzten, die ihn den Bey empfahlen. Er ward als Diener im Hause der Mamlucken angestellt, mit denen er gleiche Vortheile genoß, und hatte außer diesem Hause und ihren Zimmern die Vorzimmer des Bey zu waschen und zu scheuern und viele schmutzige Arbeiten in der Nähe dieser Gebäude zu verrichten. Der Bey nahm ihn vor der Ankunft der Franzosen mit sich ins Lager, und zwang ihn, mit ihm zugleich nach der Sahara zu flüchten. Er war in jener Zeit mein bester Freund. Voll Ergebung nahm er Abschied von mir und beklagte mit Thränen in den Augen sein Schicksal. Er hatte alle Mittel versucht, sich in der Stadt zu verstecken, wo er die Einnahme der Stadt, die wir für sicher hielten, abwarten wollte. Allein die Späher des Bey ließen ihn nicht aus den Augen; er mußte folgen und ich habe nichts weiter von ihm gehört.

Elftes Kapitel.

Beschreibung der Stadt Constantine und ihrer Umgebung.

Constantine — so nennt es der Türke, der Araber dagegen Drombena — liegt auf einem Felsen, der schroff abgedacht ist und sich um drei Vierteltheile der Stadt zieht. Am Fuße dieses Felsens strömt ein, ungefähr 150 Fuß breiter und 3 Fuß tiefer Fluß, der Uad el-Rebir, wie ihn die Einwohner nennen, welcher, von Südosten kommend, eine Viertelstunde vor der Stadt sich unter einem rechten Winkel mit dem Uad el-Kummel, wie ihn die Araber, oder Uad el-Bermil, wie ihn die Kabailen nennen, verbindet, an der südlichen Ecke der Stadt sich nach Osten wendet und so die südliche, östliche und nördliche Seite der Stadt zwischen ungeheuern Felsenmassen, die rechts und links 4 — 600 Fuß hoch sind und oben bei 800 Fuß auseinander stehen, bestreichend, endlich nordwestlich von der Stadt seinen Lauf fortsetzt. Daher kann Constantine von Osten her nicht bestürmt werden. Es hat vier gangbare Thore: die Bab el-Cantara oder das Brückenthor, welches nach Osten liegt, aber sich nach Südwesten hin mündet; zu diesem führt über die Felsenklüfte eine prächtige steinerne Brücke, die auf drei Bogen ruht und vor langen Zeiten von den Spaniern erbaut sein soll. Die andern drei Thore liegen gegen Südwest in einer Reihe und sind eines vom andern ungefähr 200 Schritt entfernt; am westlichsten nämlich die Bab el-Rachbah (Markthor), von den Constantinern seit 1836 auch das neue Thor, Bab el-Ischtid, genannt, weil es früher nur ein einfaches Thor

war, jetzt aber durch einen neuen Bogen mit einem Thore verstärkt, und neben diesem eine Batterie mit 5 Geschützen angebracht wurde. Das östlichste, bei welchem der Fluß eintritt, ist die Bab el-Dschabiah (das Thor des Zulaufs), und das mittellste die Bab el-Uad (das Wasserthor). Alle diese vier Thore hatten bis 1836 die Front nach Außen, so daß man in der Ferne durch die offenen Thore sehen konnte; seitdem aber die Franzosen darnach geschossen hatten, so wurde vor jedes noch ein 12 Fuß starker Bogen gebaut, wodurch sie eine nicht beschießbare Richtung bekamen. An der nördlichsten Ecke, da wo der Fluß die Stadt verläßt, liegt sie im Verhältniß zum flachen Lande am höchsten, weniger hoch gegen Südosten, am niedrigsten gegen Westen, wo von allen Seiten des tiefliegenden Sandes wegen schlechte Wege hinaufführen. Von dieser Seite ist die Stadt durch vier Forts befestigt. Am höchsten Punkte liegt die Kassoba.

Tritt man durch das Brückenthor in die Stadt, so gelangt man zunächst, tausend Schritt davon, auf einen freien Platz von 60 Schritt im Durchmesser. Rechter Hand dieses Platzes etwas weiter hinauf steht ein niedriger Felsen, auf welchem seit 1836 ein kleines Fort mit 2 Kanonen angebracht ist. Geradeaus nach Norden führt von diesem Platze eine aufwärtssteigende Straße nach dem Thore der Kassoba, welche ein wenig östlich von ihrem Thore liegt. In der Mitte dieser Straße liegt der Suk el-Selah (Waffenmarkt) oder auch Suk el-Affer (Mittagsmarkt), bis zu welchem sie fahrbar ist, von da aber nach Norden sich zu einer sehr schmalen Gasse verengert. Sie hat zur Linken drei Querstraßen; die eine führt von dem Suk el-Selah direkt nach dem Wasserthore und zwar zunächst über den Suk el-Affyl (Honigmarkt) und von da in

der Mitte der Straße und der Stadt am alten Schlosse (Dar el-Beg godim) vorbei. Die zweite Querstraße führt zwischen dem obengenannten freien Plage und dem Wassenmarkt links, ab direkt nach der Bab el-Dschabiah, und zwar zunächst, dem Honigmarkte gegenüber, über den kleinen Suk el-Dschild (Häutemarkt) und in der Mitte über den Suk el-Kimme (Fruchtmarkt). Die dritte Querstraße zieht sich von dem freien Plage längs der Stadtmauer ebenfalls nach der Bab el-Dschabiah und enthält, so wie auch der Theil der vorigen zwischen dem Thore und dem Fruchtmarkt, eine Menge öffentlicher Bäder und Kaffeehäuser. Diese drei Querstraßen sind wieder durch eine Menge Quergassen verbunden, von denen ich nur die wichtigsten erwähnen will. Eine Quergasse geht in schiefer Richtung aus der letzterwähnten Straße nach dem Fruchtmarkt; von hier und dem alten Schlosse aus laufen zwei ansehnlichere in einen spitzen Winkel zusammen und führen vereint nach dem Wasserthore. Die ganze dazwischen liegende Ecke, welche voll von kleinen Gäßchen ist, heißt Suk el-Suradschia. Hier werden die Sättel gestickt und Leder- und Saffian-Arbeiten verfertigt; auch sind hier die meisten Schuhmacherläden. Unmittelbar am Fruchtmarkt sind alle Schmiedewerkstätten und etwas weiter vor alle Schnittwaarenläden der Juden. Da wo beide Gassen sich vereinen, ist ein kleiner Brodmarkt, und hinter diesem, nach dem Wasserthore zu, sind alle Spezereiläden der Muhamedaner. Soweit die eine Gasse an das alte Schloß stößt, darf kein Todter oder ein Todtentuch hindurchgetragen werden. Eine andere Quergasse ist die, welche vom alten Schlosse westlich nach dem Marktthore führt. Das alte Schloß selbst ist mit dem neuen (Dar el-Bey ischid) durch die kleine Stallgasse verbunden; letzteres liegt nördlich von jenem. Gehen wir zu der

Strasse, welche vom Brückenthore nach der Kassoba geht, zurück, so finden wir an der ganzen rechten Seite derselben, zwischen ihr und den Felsen, das große Judenviertel, welches mit dem Wassenmarke durch eine Gasse verbunden ist. Hier wohnen die jüdischen Gold- und Silberarbeiter, und auch der zuletzt genannte Markt und die Strasse bis zum Brückenthore ist mit den Häusern der reichsten Juden besetzt. Endlich führt noch von der Kassoba eine Strasse nach der Bab el-Nachbah; diese wird nur von Privatpersonen bewohnt.

Das Kassoba-Thor ist alt und mit vier runden Pfeilern gestützt. Ueber ihm befinden sich eine Rippe und eine Kniescheibe eines Menschen; ob wirkliche Knochen oder von Stein, habe ich, weil sie zu hoch hingen, nicht erfahren können. Die Bürger gaben sie für die Reliquien eines Römers aus. Die Kassoba ist ein freier Platz, ungefähr $\frac{1}{2}$ mal so groß, als der in Algier. Sie ist von mehreren hohen Gebäuden eingeschlossen, die von dem heiligsten Marabut bewohnt werden. Durch eines dieser Häuser führt ein Bogen nach einem zweiten freien Platze, von wo aus man die ganze Stadt überschauen kann. Hier wurde meine Batterie errichtet. Es befindet sich daselbst eine Oeffnung von 6 Fuß im Quadrat, durch welche man in ein, mit schön gehauenen Quadersteinen ausgemauertes Gewölbe von ungefähr 80 Fuß im Quadrat, gelangt. In dieses, welches früher wohl ein Wasserbehälter gewesen sein mag, wurden die vom Bey Erwürgten geworfen. Einer Thür, durch welche man über die Felsen in die Stadt kommen kann, habe ich oben schon erwähnt.

Das Schloß des Bey enthält vier, im schiefen Viereck liegende Flügel, von denen die beiden äußersten zu Pferdeställen eingerichtet sind und die edelsten Pferde

enthalten, der westliche das Serail und der mittlere den Eingang zu den Zimmern des Bey bildet, in welchem Gericht gehalten und die Fremden empfangen werden. Die Zimmer parterre sind alle mit Fußböden aus Ziegelmehl versehen, die Wände gemahlt oder mit gebrannten und glasirten Steinplatten belegt. Die obern Zimmer sind gediebt und mit bunten türkischen Teppichen bedeckt, die Wände tapezirt. Im Innern des Schlosses sind drei kleine viereckige, von einander gesonderte Gärten, die aber durch Wege verbunden sind. Zum Begießen dieser Gärten sind in denselben ausgemauerte Brunnen angebracht, in welche das, außerhalb des Schlosses durch Maulthiere herbeigeschaffte Wasser durch Rinnen geleitet wird. In einem derselben ruht ein Bassin von 10 Fuß im Durchmesser, welches aus einem Stücke Marmor gearbeitet ist, das 1835 auf kleinen Wagen von Tunis her gebracht wurde. Das Bassin enthält eine kleine Fontaine. Die Gärten umgibt ein 8—12 Fuß breites Trottoir von Marmor mit schön gearbeiteten Marmorpfeltern. Von diesem gehen nach allen Seiten Thüren in das Schloß, die aber nur vom Bey selbst geöffnet werden dürfen. Die Wände des Schlosses nach diesen Gärten zu sind von Constantiner-Mahlern mit Gemälden versehen, die aber nicht viel Kunst verrathen. Sie sollen die Städte Algier, Dran, Bona und Constantine vorstellen. Von Außen ist das Schloß mit einer rohen Lehmwand verbunden und also sehr unansehnlich. Der eine Flügel ist nach dem Honigmarke zu etwas vorgebaut und mit Glasfenstern versehen. Hier ist das Lieblingszimmer des Bey, wo er Stunden lang sitzt und entweder seine gegenüberstehenden Pferde oder die vorübergehenden Bürger betrachtet. — Wenden wir uns nun zur Umgebung der Stadt, so finden wir, dem Markttore gerade gegenüber, einen sehr

hohen Hügel mit einer Fläche, die 300 Schritt breit und 900 Schritt lang ist, der Kudiat=Ati. Er steht gegen Südwesten mit einer kleinen Bergkette in Verbindung; gegen Süden und Westen dagegen fällt er ab. Zwischen ihm und den drei Thoren heißt ein sehr großer Platz das Rachabar (Marktplatz), welcher von dem Kirchhof umgürtet ist. Auf dem Kudiat=Ati waren vor 1836 mehrere Grabmäler verstorbener Marabuts, deren Steine zum Festungsbau verwandt wurden. Dasselbe Schicksal hatte ein am Fuße desselben stehendes, auf morgenländische Art gebautes Haus. Es soll von einem früheren Bey und zwar einem Engländer (!) herrühren, der in Tunis schändlich ums Leben kam. Nahe bei diesem Hause ist eine Oeffnung, von wo aus ein großer Theil des Rachabar unterminirt ist. In dem rechten Winkel, wo die Flüsse sich vereinigen, findet man eine alte römische Ruine aus sechs Arkaden bestehend, die wohl eher zu einer Brücke als zu einer Wasserleitung bestimmt war, indem das Ufer nach der Stadt zu weit höher ist, als dasjenige. Zwischen dieser Ruine und dem Uad el=Kebir ist ein Brunnen, Namens Sidi el=Mimon. Derselbe von der Stadt bildet der Sidi Mabruk ein ungeheures Plateau; nordöstlich liegt ein anderer Hügel, der Sidi Abbel=Kader. Gegen Westen und Norden ist die Landschaft außerordentlich mannichfaltig und fruchtbar. Eine schöne Ebene zieht sich von der Stadt bis an die Gebirge der Rabailen. Sie hat sehr viele Quar, ist sehr gut angebaut und besonders längs dem Uad el=Kebir mit schönen Gärten geziert. Da wo der Fluß ins Gebirge tritt, ungefähr 6 Stunden von Constantine, liegt Milah, ein kleines Städtchen mit 200 Häusern, in einer sehr fruchtbaren Gegend. Es hat sehr schöne Gärten, treibt starken Weinbau, zieht den besten Kief (ein Tabackskraut) und ist mit den köstlich-

sten Südfrüchten, als Zitronen, Orangen, sehr guten Wassermelonen und vorzüglich großen Granatäpfeln gesegnet.

In den Gebirgen der Kabailen gibt es eine große Menge Vögel; vorzüglich aber nisten sie auf den Felsen um Constantine. Vor allen ausgezeichnet ist der sehr gefürchtete Kämmergeier, der hier in großen Schaa- ren erscheint. Auch zahme Vögel sind hier einheimisch, und außer den allbekanntten Sperlingen und Schwalben ist Constantine die Heimath der Störche. Unzählige Nester findet man hier, und oft zwei auf einem Hause. Sie kommen im Frühjahr zu tausenden in Constantine und der Umgegend an, verlassen aber im Herbst mit ihren Jungen die Stadt, um in der Sahara ihr Winterquartier zu halten. Die Bewohner von Constantine halten diese Vögel sehr in Ehren und wagen keinen davon zu tödten. Der Bey selbst ist ein großer Liebhaber der Vogeljagd und kann oft Tagelang in seinem Schloßfenster oder auf der Festungsmauer, mit der Jagdflinte auf große und kleine Raubvögel lauernd, verweilen. Aber Störche schont er.

Zwölftes Kapitel.

Die Constantiner unter der Zwingherrschaft des Achmed Bey. —
 Rechtspflege. — Die Wunderwirker. — Feste. — Heirathen. —
 Handel und Münzen.

Die Bevölkerung von Constantine, welche sich zu meiner Zeit auf 30,000 belief, ist aus Türken, Arabern, Kabailen und Juden gemischt. Es gibt darunter

sehr viele reiche Leute, aber man wird ihres Reichthums nicht gewahr. Denn Jedermann hat die Klugheit, seine Habe vor der Habsucht des Bey zu verbergen, und gibt sich durch schlechte Kleider und ein kleines Gewerbe den Schein der Armuth. Es ist schon oft vorgekommen, daß reiche Leute, die sich nicht genug vorgesehn hatten, in der Nacht vom Paschamba abgeholt und in ein gut verwahrtes Lokal gebracht wurden. Hier ließ ihnen der Bey zu wiederholten Malen große Summen abfordern, mit dem Versprechen, ihnen die Freiheit zu geben. Sobald aber der Unglückliche gestand, daß er Nichts mehr habe, erschien des Nachts der Paschamba mit 4 Juden, die ihn, nach verrichtetem Gebet, erwürgten. Hierbei wickelten sie ihm nämlich eine Schnur um den Hals, stecken zwischen Ohr und Schulter zwei Stöcke hindurch und winden der eine rechts, der andere links, bis ihm der Athem ausgeht. Noch in derselben Nacht wird der Leichnam in das oben beschriebene tiefe Gewölbe geworfen; und sollte ein Neugieriger fragen, weshalb der Mann so plötzlich verschwunden? so ist die Antwort: Wegen Hochverraths hat ihn der Bey verhaften lassen. Der Paschamba begibt sich dann in die Wohnung des Erwürgten, bricht Kisten und Kasten auf und läßt sogar die Zimmerwände einschlagen, um noch etwa verborgenes Geld zu finden. Die armen Waisen irren nun bettelnd in der Stadt umher und dürfen nicht einmal sagen, daß ihr Vater eines unnatürlichen Todes gestorben ist. Sollte aber eine Familie einen Theil ihres Vermögens retten und es durch ihre Lebensart merken lassen, so wird sie verfolgt und bis auf das letzte männliche Glied vernichtet.

In Constantine lebte ein sehr reicher Türke und zwar Minister des Bey, der, um nicht demaleinst

auch erwürgt zu werden, folgenden Versuch machte, seine Person und seine Schätze in Sicherheit zu bringen. Er ging zu Achmed und bat ihn um die Erlaubniß, eine Reise nach Mekka unternehmen und der Moschee des Propheten einige Schätze übermachen zu dürfen. Er erhielt sie, bepactte seine Maulthiere mit seinen Schätzen, ließ, um alles Aufsehn zu vermeiden, die Maulthiere durch das eine Thor, seine Familie durch das andere ziehn, während er selbst durch das dritte wanderte, und in einiger Entfernung von der Stadt fanden sich Alle wieder beisammen. — Der Bey aber merkte wohl, daß diese Reise nach Mekka für Ewig sei, und das schöne Geld nicht wieder zurückkehre. Er ließ also in der Nacht Militair aufsitzen, den Türken unterwegs überfallen und zurückbringen. Der Vorfall wurde ruchbar, und, um die Schande von sich zu wälzen, ließ der Bey in der Stadt bekannt machen, daß der Deliquent nicht nach Mekka, sondern zu den Franzosen habe übergehen wollen. Ohne Weiteres wurde er erwürgt, seine Familie rein ausgezogen, und der Bey und der Paschamba theilten sich in das schöne Vermögen.

Ein anderes Beispiel von Achmeds rücksichtsloser Habsucht ist folgendes: Im Jahr 1833 ließ er eine neue Geldmünze schlagen, nämlich Para von Kupfer, die die Größe der silbernen hatten und auch in gleichem Werthe standen. Natürlich zog er hieraus ungeheuren Profit, indem er alle alte Kessel aufkaufen und Geld daraus prägen ließ. Auch sorgte er dafür, daß er für seine kupfernen nach und nach alle silbernen in seine Hände bekam. Jetzt, nachdem die Aftermünze einige Monate cursirt hatte, schlug er sie plötzlich wieder ab und kaufte das Pfund zu zwölf Silberpara von den Bürgern wieder auf. Die Kaufleute, welche mit dieser Münzsorte gesegnet waren, entschlos-

sen sich, dem Bey Vorstellungen zu machen, und wählten zum Sprecher einen alten Bürger. Dieser ließ sich beim Bey melden und brachte seine Klage vor. Er ließ ihn ausreden; dann sagte er zu ihm: „Wer erlaubt dir, deinem Herrn und Pascha Vorschriften zu machen? Du hast dein Leben verwirkt.“ Er ließ ihn enthaupten und ausrufen: Wegen Vorschriften, die er seinem Pascha gemacht hat. Die ganze Bürgerschaft sah es und wagte nicht ein Wort dazu zu sagen. — —

Diese Frechheit eines Einzigen gegen so Viele, von denen jeder seinen Mann bestand, ist nur erklärlich, wenn man bedenkt, daß der Bey, während er die Reichern und Vornehmern feindselig behandelte, Tausende aus der Armeren Klasse durch Geldbestechungen an sich zog und zu seinen Spionen machte. Jeder Ueberfall durch curagirte Männer hätte mißglücken müssen, weil außer den Mamlucken und der Militair-Wache geheime Wächter das Schloß umlagerten, jeder Zugang mit mehreren Thüren verwahrt und über den Thüren des Schlosses selbst Schießscharten angebracht waren, in welchen Gewehre, gleich unsern Rampart-Gewehren, mit weiten Mündungen, die 10 bis 12 Kugeln aufnehmen konnten, lagen. Auch ging der Bey selbst nie ohne Waffen aus; sogar, wenn er aus dem einen Theile des Schlosses sich in den andern begab, versah er sich mit seinem Säbel und zwei geladenen Pistolen. Sein ganzes Ministerium zitterte vor ihm, und jeder bemühte sich, des Morgens, ehe der Tyrann erwachte, vor seiner Thür zu stehen, aus Furcht, in seiner Abwesenheit von einem Andern verläumdzt zu werden.

Ein Minister des Bey, der als Raib auf einem benachbarten Dorfe wohnte, hatte, nachdem er lange

Zeit im besten Einverständnisse mit ihm gelebt, seine Abgaben gezahlt und im Kriege mit seinen Bauern treue Dienste gethan, am Ende doch Abscheu vor den Gräueltthaten gefaßt, die der Bey an seinen Untergebenen verübte, und es für wünschenswerthcr gefunden, den Franzosen als einen solchen Despoten zu gehorchen. Er trat deshalb mit dem Major Jussuff in geheimen Briefwechsel, der früher als Mamluck in Constantine gedient hatte. Eines Tages schickte er durch einen seiner Bauern Briefe an Achmed und durch denselben Mann zu gleicher Zeit auch einen an Jussuff, den er in der Nacht heimlich über die Grenze bringen sollte. Der Bauer aber, unvorsichtig genug, hatte alle Briefe in einen Beutel von Ziegenfell gesteckt, geht zuerst zum Bey und legt, auf den Befehl hereinzukommen, den Beutel Höflichkeit halber im Vorsaal, wo die geheimen Wächter sitzen auf eine Bank. Derweilen kommt ein Fudelhund des Bey, erwischt den Beutel, schleift ihn im ganzen Hofraum herum und zerreißt ihn. Die darin befindlichen Papiere fallen heraus, auch der Brief an Jussuff; er wird aufgehoben, dem ersten Mamlucken, und von diesem dem Bey übergeben. Welche Augen machte dieser beim Anblick der Adresse an seinen ärgsten Feind! Er öffnet, liest ihn, läßt den Ueberbringer in Gewahrsam bringen und schreibt dem Raid einen sehr höflichen Brief, ihn doch einmahl zu besuchen. Dieser, gar nichts Arges fürchtend, kommt und wird, wie immer, freundlich empfangen. Sie setzen sich zur Tafel, und während des Essens zieht der Bey plötzlich den Brief hervor und fragt: Kennst du diesen Brief? Der Raid erbleicht und vermag kein Wort zu sprechen. — Da, vor Wuth außer sich, Befiehlt ihm Achmed, den Mund zu öffnen, zieht ein Pistol und schießt ihn gerade in den Mund. Natürlich verging den andern Gästen der Appetit; aber ein

einzigem Blick des Tyrannen — und alle bequemten sich, weiter zu essen.

So wie der Mann, so waren auch seine Gesetze. —

Ob schon der Moslem außer dem Wein alle Getränke trinken darf, so war doch unter diesem Bey das Branntweintrinken und Branntweinschenken aufs strengste verboten. Wurde ein Muhammedaner darüber ertappt, so erhielt er 500 Stockschläge auf die Füße; und ein Jude, der Branntwein verkaufte, ward mit dem Tode bestraft. Ich selbst habe dreimal solchen Hinrichtungen beigewohnt und mich über die Grausamkeit entsetzt. — Ein Muhammedaner saß eines Tags im Hause eines Juden und trank Branntwein; als plötzlich zwei andere in das Haus traten, die, weil sie ihn betrunken sahen, Lärm machten und eine große Menge Volkes herbeizogen. Der Moslem und der Jude wurden beide arretirt und unter Stößen und Schlägen vor das Fenster des Bey geschleppt. Dieser frug, was sie mit dem Juden zu schaffen hätten, und aus tausend Rehlen erfuhr er den Vorgang. „Gut“, versetzte er, „man gebe dem Muhammedaner die Bastonade, und dem Kezer schlage man sogleich den Kopf ab.“ Es war gerade Sabbath und die ganze Judenthümlichkeit eilte herbei und bot 20,000 Rial, wenn der Verurtheilte nicht auf diesen Tag gerichtet würde. Aber Achmed nahm sein Wort nicht zurück. Die Jugend, für welche dieß ein Fest war, brachte den Armen vor die Stadt auf den Richtplatz. Hier wurden ihm Hände und Füße gebunden, und, nachdem man ihn zur Erde gestreckt, in Ermanglung des Holzes trockner Mist, Dornen und Disteln über ihm zusammengerafft und angezündet. So fing der Unglückliche langsam an zu braten, und, da er vor Schmerz Be-

Bewegungen machte, und sie ihn des Feuers wegen nicht halten konnten, so holten sie lange Stangen und schürten ihn im Feuer herum. Erst nach einer Stunde gab er den Geist auf; das Feuer aber ward so lange unterhalten, bis auch die letzte Spur seines Körpers verschwunden war.

Ueberhaupt lebte die Judenschaft in Constantine unter einem sehr drückendem Joche. Der Jude ist der Sklav des Muhammedaners. Braucht der Bey Geld, so läßt er die Judenschaft exquiren; hat irgend Jemand eine häßliche Arbeit, so pakt er den ersten besten Juden und läßt sie durch ihn verrichten. Kommen z. B. abgeschlagene Menschenköpfe nach der Stadt und sind durch den langen Transport und die Sonnenhitze faul und stinkend geworden, so werden die Juden von der Straße oder aus ihren Läden gerissen, und ihnen in jede Hand ein Kopf gegeben, die sie erst zur Schau in der Stadt umher, sodann auf den Nachabar tragen müssen. Weigerungen in diesen und ähnlichen Fällen ziehen die größten Mißhandlungen nach sich und helfen nichts.

Der geringste Diebstahl wird selbst an Muhammedanern mit Handabschneiden bestraft. So sah ich, daß einem Knaben, der aus dem Laden eines Kaufmannes einen Sporen genommen hatte, die rechte Hand abgeschnitten wurde; zwei Rabailen, die, um Waaren einzukaufen, nach Constantine gekommen und mehrere falsche Münzen bei sich führten, wurden auf dieselbe Weise amputirt und mit einem Stricke um den Hals herumgeführt, ehe sie entlassen wurden. Dieses Händeabschneiden geschieht nicht durch den Sir, sondern durch den Putschera oder Barbier, der dort zu Lande den Arzt spielt und die Leute durch seine Quacksalbereien um Geld prellt. Hier müssen sich die Un-

glücklichen auf eine Bank setzen; der Putschera macht Pech in einem Napfe siedend, sodann ergreift er die rechte Hand, löst sie mit einem Rasirmesser im Gelenke ab und taucht den Stumpf zur Stillung des Blutes in das heiße Pech.

Vergehen anderer Art werden mit 200 bis 1000 Stockschlägen bestraft. Hierbei wird der Schuldige auf den Boden gesetzt und an einem 6 Fuß langen Holze befestigt, die Füße durch zwei daran befindliche Schlingen gesteckt, vertikal emporgehoben, und in dieser Lage entweder die Sohlen oder der Hintere gehauen. Ich habe gesehen, daß Araber, die auf diese Art 500 Schläge bekommen hatten, dennoch schnurgerade davongingen.

Auch das weibliche Geschlecht ist von dieser Strafe nicht befreit. Wird eine verheirathete Frau auf schlechten Wegen ertappt, so wird ihr der Schleier vom Gesichte gerissen, mit herunterhängenden Haaren muß sie mehrmals die Runde in der Stadt machen und wird zuletzt zu dem 600 Fuß hohen Felsen hinabgestürzt. Den Verwandten ist es erlaubt, die zerschmetterten Gebeine aufzulesen und zu begraben.

Dieser gesetzlichen Strenge wegen hütet sich der Constantiner so viel als möglich, seine Sache vor den Richter kommen zu lassen. Fällt ein Wortwechsel oder eine Schlägerei vor, so sucht jeder Dazukommende den Streit zu schlichten und zum Frieden zu reden. Das gewöhnliche Wort ist dann: Seid ihr Juden oder Christen, daß ihr euch nicht versöhnen könnt? und die gewöhnliche Antwort: Zum Teufel mit den Regern! wir sind Muhammedaner und Brüder; und alsbald ist der Streit geschlichtet. (Dies wäre denn endlich einmal ein Zug, von dem man wünschen möchte, daß das christliche Europa sich ihn als sein Eigenthum

vindicirte). Wollen aber die Partheien sich nicht vergleichen, so gehen sie zum Mule el-Belad, der beide anhört und binnen einer halben Stunde, ohne eine Feder anzusetzen, entscheidet, daß entweder beide oder bloß der eine Theil eine Anzahl Prügel erhalten, die ihnen auch sogleich auf dem Zimmer des Raids zu Theil werden. Ist das Vergehen von der Art, daß es den Tod nach sich zieht, so gehen Kläger und Beklagter direkt zum Bey, und nach Verlauf einer Viertelstunde kann man auch schon rufen hören, daß dieser oder jener zum Tode geführt werde. Gewöhnlich wartet aber in diesem Falle der Schuldige gar nicht ab, bis er verklagt wird, sondern flüchtet sich in die Moschee des ersten Heiligen, aus welcher ihn der Bey trotz aller seiner Macht nicht herausholen darf, und wo er entweder von seinen Verwandten oder dem Marabut selbst beköstigt wird. Nach einigen Tagen bewirbt sich der Letztere beim Bey um Gnade. Erfolgt diese nicht, so gibt er dem Verfolgten Mittel an die Hand, den Argusaugen der Spione, welche die Moschee rings umlagern, auf Schleichwegen in der Dämmerung zu entgehen; des Nachts, wo kein Araber seine Wohnung gern verläßt, ist er fast ganz gesichert, und ehe der Tag graut, hat er schon eine andere Marabadin erreicht und kommt so, von einer zur andern fliehend, endlich in Sicherheit.

Die Religion des Moslemen ist überhaupt die einzige Macht, die in Person der Marabuts seinem Despotismus das Gleichgewicht hält. Dieser Marabuts giebt es in dortiger Gegend zweierlei Arten. Die einen sind die Besitzer der Moscheen, haben den Koran studirt, können schreiben und geben der Jugend Unterricht. Die andern bleiben bei Tag und Nacht, Wetter und Sturm unter freiem Himmel und führen

überhaupt nach ihrer Weise ein gottgeweihtes Leben. Sie nehmen keine Geschenke, weder an Geld noch an Gelbeswerth. Ihre Kleider, in einem Burnuß und einer wollenen Cantora bestehend, erhalten sie jährlich vom Staate, und, wenn sie Hunger haben, klopfen sie an die erste beste Thür, wo Niemand sie zurückzuweisen wagt. Uebrigens sind sie die ärgsten Schmutzegel, die ich je gesehen; sie waschen, rasiren und kämmen sich nie, und nichts ist ekelhafter, als der lange dicke Haarwulst auf ihrem nie bedeckten Haupte. Das Volk schreibt ihnen einen besondern Umgang mit Gott und die Gabe der Wunderwirkung zu. Besonders werden sie vom schönen Geschlecht in allerlei Leibes- und Kindesnöthen in Anspruch genommen, welche sie dann jedesmal dem lieben Gott in der nächsten Versammlung vorzutragen versprechen. Als die Cholera 1834 auch Constantine einen Besuch abstattete, machten diese Wunderwirker dem Volke weis, daß diese Krankheit nichts anders als eine Menge Christen wären, die unsichtbar durch die Luft herbeigeführt, die Stadt zu verpesten. Je sonderbarer dieß klang, desto glaubhafter schien es dem Volke; und nun liefen die Einfaltspinsel unter großem Gefolge mit langen Stöcken in der Stadt umher, schlugen nach den unsichtbaren Regern in der Luft herum, schrieen, krümmten und gebedrhten sich wie Wahnsinnige. Zufällig nahm die Krankheit wirklich nach einigen Tagen einen mildern Charakter an, und nun wußte man ihrer Heiligkeit und Wunderkraft gar keine Grenzen. — Im Jahre 1835 war ich Augenzeuge eines sonderbaren Auftritts: Einer dieser Heiligen raste, schrie, weinte und warf Jeden, der vorüber ging, mit Steinen. Alle Umstehenden weinten mit ihm und wehklagten, weil sie das Benehmen des Heiligen für das Zeichen eines bevorstehenden großen Krieges ansahen. Indessen

nach einigen Stunden beruhigte er sich, nahm wieder Speise zu sich und sagte: Die Keger werden unsere Stadt bekriegen, aber Gott und sein Prophet werden sie in Schutz nehmen. — Diese Wunderwitzer dürfen allein es wagen, den Bey in seiner Mittagstube zu stören. Dst hörte ich sie zu dieser Stunde im Schlosse schreien und brüllen, und, während sonst das kleinste Geräusch mit dem Tode bestraft ward, wagte sie kein Wächter zu verscheuchen, aus Furcht, daß sie ihn erblinden ließen. — Sie gehen nie allein auf der Straße, sondern nachdem sie lange Zeit auf einer Stelle gefessen, winken sie dem nächsten Vorübergehenden, ihnen die Hand zu reichen und sie bis zu einer andern Stelle zu begleiten, wo sie sich niederlassen wollen. Sehr häufig findet man Weiber um sie beschäftigt, die es für ein großes Glück halten, ihnen das überhand nehmende Ungeziefer abzulesen. Denn diese Heiligen haben besondere Launen, und man kann nicht wissen, ob nicht das, was sie ihnen abnehmen, sich unter ihren Händen in dicke Goldkörner verwandeln werde. Dieser Wahn steht mit folgendem Märchen in Beziehung, womit ich die Beschreibung dieser heiligen Tagediebe beschließen will: Ich unterhielt mich oft mit mehreren Bürgern von Constantine über die außerordentliche Reinlichkeit der Europäer gegen die Afrikaner, und daß man in Europa so wenig Ungeziefer, besonders Läuse fände, wovon in Afrika Jedermann geplagt würde. Sie aber lachten über meine Einfalt und erinnerten mich jedesmal an die beiden Tauben. Nämlich vor Olims Zeiten schickte Gott zwei Tauben aus, die eine mit Goldsand, die andere mit Läusen beladen. Zu der mit Gold beladenen sagte er: Du fliegst über das muhamedanische Land und verstreuest das Gold! und zu der mit den Läusen: Du fliegst über das Land der Christen und

verstreuest die Läufe! Beide Tauben flogen mit einander ab, irrten sich aber unterwegs, und so erhielten die Muhamedaner, was die Christen, und die Christen, was die Muhamedaner haben sollten. Zur Strafe habe sie Gott schwarz werden lassen, und so sind die Raben entstanden. —

Die Constantiner haben, wie wir, einen heiligen Tag in der Woche, nämlich den Freitag, den sie *har el Kinna* (heiliger Tag) nennen. Ich habe aber keinen Unterschied zwischen ihm und den übrigen Tagen finden können; sie gehen wie immer, ihr Gebet (*Sally*) zu verrichten, lassen sich aber sonst in ihrer Arbeit nicht stören. Von ihren Festtagen will ich nur die drei merkwürdigsten namhaft machen. Der größte ist das Versöhnungsfest (*eid el-Kebir*, der große Friede) dem ein monatliches Fasten vorausgeht. Sobald das Neulicht des Mondes erscheint, wird durch einen Kanonenschuß das Fasten angezeigt, welches den folgenden Morgen 3 Uhr nach dem ersten Gebete beginnt. Von dieser Stunde an genießen sie weder Speise noch Trank, nehmen selbst beim Waschen kein Wasser in den Mund, rauchen und schnupfen nicht, und sogar an einer Blume zu riechen, trägt mancher Bedenken. Kranke weigern sich oft, Medizin zu nehmen; und wenn Schwäche sie zwingt, das Fasten zu brechen, so holen sie es späterhin nach. Des Abends 6 Uhr wird durch einen Kanonenschuß das Zeichen zum Genuß gegeben. Schon nach 5 Uhr sieht man den einen mit der brennenden Tabackspfeife, den andern mit der geöffneten Schnupftabacksdose, den dritten mit einem Stück Brod in der Hand auf der Straße stehen, den Schuß oder Ruf vom Thurm erwartend. Dem strengen Fasten am Tage folgt nun ein übermäßiger Genuß in der Nacht, so daß sie schon aus physischen

Gründen den ganzen folgenden Tag aussetzen müssen. Wir Gefangene mußten auch mitfasten, aber mitzuschlemmen war uns nicht gegönt. Einstmals konnte ich mich bei der Arbeit nicht enthalten, ein Stück Brod in den Mund zu stecken; es wurde aber bemerkt und entstand ein furchtbares Geschrei, so daß ich mich schon für ein Kind des Todes hielt. Zum Glück ward es für Unwissenheit genommen, und ich kam mit Schlägen und Stößen noch so davon.

Nach Verlauf des Monats, so wie das Neulicht wieder erscheint, ist allgemeiner Jubel. Bürger und Bauern, Bekannte und Unbekannte küssen sich gegenseitig den Kopf oder die rechte Schulter und wünschen sich Versöhnung und Freundschaft (eidin). Im Schlosse des Bey, wo schon die vorhergehende Nacht Musik und Tafel ist, hat Jedermann den ersten Tag Zutritt, um dem Bey Eidin zu wünschen. Gegen 9 Uhr steigt letzterer zu Pferde und verläßt in Begleitung der Mamlucken, der vornehmsten Bürger und Bauern und rauschender Musik die Stadt. Es folgen ihm seine schönsten Pferde und Maulthiere, mit geschmackvollen goldgestickten Sätteln und Decken belegt. — Den Zug beschließt eine unzählbare Menge Bürger, Alt und Jung, zu Pferd und zu Fuß, alle Pferde mit schönen Teppichen geschmückt. Eine Salve von sieben Kanonenschüssen begrüßt den Bey beim Aus- und Einrücken. Vor der Stadt auf einem freien Plage läßt er sich auf einem Polster nieder; unter Musik beginnt ein Wettrennen zu Pferd; jeder Anführer (Kaid) reitet mit seiner Truppe am Bey vorüber und alle feuern ihre Gewehre ab, wobei es noch jedesmal einige Todtgeschossene gab, auf welche aber keine Rücksicht genommen wird. Hieranf ertheilt der Bey Geschenke an seine Domestiken und Wächter,

und Prämien an die besten Reiter. Für die Jugend sind Schaufeln und Zelte errichtet, wo sie mit Getränken aus Citronen- und Drangen-Saft regalirt wird. Das Vergnügen dauert bis 12 Uhr Mittags, dann zieht der Bey wieder in die Stadt und jeder beköstigt sich selbst. Gewöhnlich werden auch einige Gefangene begnadigt, für welche Vorbitte eingelegt ward.

Zwei Monate nach diesem dreitägigen Feste kommt das kleine Versöhnungsfest (eid el frier). Es wird auf dieselbe Art gefeiert; außerdem aber muß jeder Familienvater für jedes männliche Glied seiner Familie ein Schaaf schlachten, wovon 3 Tage lang gezehrt wird.

Das Mulit oder der Geburtstag des Muhamed ist ein für die Jugend besonders hoher Festtag. Alle Schulen sind mit Fahnen und Büschen geschmückt; davor stehen die Schüler mit blind geladenen Pistolen und schießen nach jedem Vorübergehenden, wofür dieser eine Gabe entrichten muß. Ist es ein Jude oder eine Jüdin, so müssen sie die Schuhe ausziehen und singen. Auch treten die Schüler den Leuten auf der Straße entgegen und spritzen ihnen wohlriechendes Wasser ins Gesicht, wofür sie ebenfalls ein Geschenk erwarten. Da es in Constantine sehr viele Schulen giebt, so ist es an diesem Tage nicht möglich, eine Straße zu passieren, ohne angehalten zu werden.

Von den religiösen Festen komme ich nun zu den Hochzeiten. Wünscht ein junger Mann sich zu verheirathen, so kann er nie eine persönliche Bekanntschaft mit dem Mädchen anknüpfen, weil er keinen Eintritt in die Familie findet. Er weiß von Hörensagen, daß der oder jener Mann Vater einer erwachsenen Tochter ist, schickt eine Jüdin zu ihr ins Haus, und wenn sie ihn will, so wendet er sich an den Vater und wird

mit ihm über den Preis eintg, den er der Tochter geben will; gewöhnlich 75 — 100 Nial. Dieses Geld händigt er durch den Vater dem Mädchen ein. An einem bestimmten Tage geht der Vater mit seiner Tochter und dem Bräutigam zum Kadi, dieser schreibt ihre Namen auf, wofür er 1 Nial als Gebühren erhält, und der Ehekontrakt ist geschlossen. Von dem Preise kleidet sich die Braut ein und kauft die nöthigen Möbel und Geräthschaften, die sie am Hochzeitstage dem Gatten mit ins Haus bringt. Am Abend kommen sämtliche Verwandte des Bräutigams mit Laternen vor das Haus der Braut, und nun wird sie, in einem von Gold starrendem Gewande, das der Stadt gehört und gegen eine Abgabe geliehen wird, in einen mit rothem Tuch überzogenen Kasten gesetzt und auf einem Maulthiere unter Musik in das Haus ihres Gatten begleitet. Ein Schmaus beschließt die ganze Feierlichkeit. Von jetzt steht sie unter den unmittelbaren Befehlen ihres Mannes; sie darf ohne seine Erlaubniß nicht ausgehn; alles Nöthige für den Haushalt kauft er selbst ein. Kleinigkeiten von Wäsche besorgt die Frau, größere Sachen wäscht der Mann oder läßt sie waschen. An den beiden Veröhnungsfesten dürfen alle Frauen spazieren gehen; zu Tausenden versammeln sie sich außerhalb der Stadt und wohnen den Vergnügungen der Männer bei, aber verschleiert, und nur die Augen bieten sich fremden Blicken dar. Die Lebensart und die Geschäfte der Frauen in der Stadt sind übrigens dieselben, wie derer auf dem Land, von welchen ich an einem andern Orte berichten werde.

Constantine war, nach Aussage der Einwohner, wegen seiner Lage zwischen Algier, Bona und Tunis früher ein wichtiger Handelsplatz. Auch noch in den ersten zwei Jahren meiner Gefangenschaft wurden Holz,

Frucht, Vieh und andere Produkte in Menge auf seine Märkte gebracht. Zur selben Zeit kaufte man eine Telis Weizen (ungefähr 1 Scheffel) für 2 Kial und eine fette Kuh für 14 Kial. Allein seitdem die Franzosen sich eines großen Theils der Umgegend von Bona bemächtigt, und die Bauern für ihre Waaren von ihnen bessere Bezahlung erhielten, gab man für die Frucht, anstatt 2, 14 und für die Kuh, anstatt 14, 40 Kial, so daß der Bey mehrere Male Frucht, Brod und Schaafte unter die Armen vertheilen lassen mußte. So theuer blieb es bis 1837.

Handwerker giebt es sehr viele in Constantine, besonders viele Eisenschmiede neben zwei Blech- und zwei Kupferschmieden, sehr geschickte Schreiner, Riemer und Schneider, welche beide im Sticken mit Gold, Silber und Seide große Fertigkeit besitzen, Korbmacher und eine große Anzahl Weber, die aber nur wollene Zeuge zu Hosen und Jacken für die ärmere Klasse verfertigen. Gold- und Silberarbeiten sind sozusagen das Monopol der Juden. Auch mangelt es nicht an Gerbern und Bäckern. Es giebt in Constantine vier Mühlen, die durch Pferde und Maulthiere getrieben werden, und außerhalb der Stadt gegen Westen auch zwei Wassermühlen. Die Münzen, welche Achmed Bey selber schlagen ließ, sind der Sultanin zu 5 und der halbe Sultanin zu $2\frac{1}{2}$ Kial (sonst Real); der Kial zu 8 Smen-sera; der Smen-sera zu 6 Para; der Para zu 5 leichten Pfennigen pr. Demnach würden nach unserem Münzfuße, 1 Smen-sera $2\frac{1}{2}$ Silbergroschen, der Kial 20 Sgr., der Sultanin 3 Thlr. 10 Sgr. und der halbe 1 Thlr. 20 Sgr. werth sein.

Dreizehntes Kapitel.

Lebensweise und häusliche Einrichtung der Araber.

Der Araber ist Nomade; denn seine Viehheerden nöthigen ihn, seinen Wohnsitz oft zu verändern. Sie leben in Gesellschaft unter 50 bis 100 Zelten, welche zusammen ein Duar oder Dowar heißen. Der Aelteste unter ihnen ist ihr Scheik el-Duar; er schlichtet ihre Händel, und sie unterwerfen sich gern seinen Befehlen. Mehrere solcher Duar bilden ein Belad, über welches ein Raib befehlt.

Hat der Araber im September und Oktober das zum Pfluge bestimmte Land durch Anzünden des Krautes und der Disteln gedüngt und im Dezember und Januar das Getreide gesäet und untergepflügt, so überläßt er das Weitere dem lieben Gott, ladet seine Zelte und Geräthschaften auf Maulthiere und zieht mit seinen Heerden davon, die von den Weibern getrieben werden. Er selbst sitzt zu Pferd, das Gewehr quer über dem Rücken, und bedeckt den Zug. Findet sich gute Weide und Wasser in der Nähe, so wird Halt gemacht und die Zelte aufgeschlagen. Sehr oft ereignet es sich, daß mehrere Duar zugleich auf einem Weideplatze zusammentreffen. Dann vertragen sie sich nicht, wie Abraham und Loth patriarchalischen Auldens; sondern es kommt zur blutigen Schlacht. Die Zelte werden zum Zeichen der Besitzergreifung abgeladen, aber nicht aufgeschlagen, und die Weiber und Kinder bleiben als Wächter dabei. Auf ein gegebenes Signal schwingen sich die streitenden Parteien zu Pferde und reiten in Keinen Haufen mit geladenen

Gewehren auf einander los, feuern sie ab und kehren sofort um, um wieder zu laden. Sind von der einen Partei mehrere gefallen, so läßt sie schnell die Zelte aufladen und zieht sich langsam zurück. Der Gegner verfolgt sie noch eine Strecke weit und schlägt dann als Sieger auf dem Schlachtfelde seine Zelte auf.

Auf diese Weise treibt sich das Duar so lange von einem Weidplazze zum andern herum, bis das im Frühjahr verlassene Getreide Ende Mai und Anfang Juni reif geworden, welches nun die Männer vermittelst gezahnter Sicheln abschneiden; es wird ein Pfahl in die Erde geschlagen, die Weizen- oder Gerstenhalme um diesen herumgelegt und von fünf bis sechs Maulthieren, die mit den Hälsen zusammengesoppelt sind, ausgetreten. Hierauf wird die Frucht durch weidene Siebe gereinigt und in Fruchtbehältern (Matamor), die außerhalb des Duar gleich Kesseln in die Erde gegraben sind, aufbewahrt. Zum Mahlen bedient man sich da, wo keine Wassermühlen sind, kleiner Handmühlen, d. h. zweier runder, durch ein Holz verbundener Steine, wie die in größern Mühlen, nur kleiner. Der obere Stein wird, während der untere festgehalten wird, vermittelst eines hölzernen Griffes gedreht, und so die, durch eine Oeffnung im obern eingeschüttete Frucht zerquetscht. Auf dieses Geschäft verwenden die Araber täglich einige Stunden, um das für jeden Tag benötigte Mehl zu liefern. Das Reinigen des Mehles wird den Weibern überlassen.

Nach der Ernte nimmt der Araber einen Theil seiner Frucht in zwei Säcke, ladet sie auf ein Maulthier und zieht damit zum Verkauf auf die Märkte. Vom gelösten Gelde verwendet er einen Theil für Abgaben an seine Herrschaft, das übrige thut er zu dem

schon ersparten in einen Topf und vergräbt ihn an einem geheimen Orte in die Erde, welchen er nicht einmal der Frau und den Kindern entdeckt. Auf diese Weise bleibt er, wenn er durch feindliche Ueberfälle um seine Geräthe und um Frau und Kinder kommt, doch seines Geldes gewiß.

Auf den Märkten entstehen oft unter den Bewohnern verschiedener Quar um die geringsten Kleinigkeiten die größten Excesse, welche nicht selten in förmliche Kriege ausarten. Diesen vorzubeugen, erscheinen auf jedem Markte mehrere Raids und ein Marabut, die alle Streithändel sehr summarisch entscheiden und mit Prügeln oder auch mit dem Tode bestrafen. Der Handel der Araber besteht in Frucht, Vieh und Wolle, wogegen sie von den Kabailen Olivenöl, Feigen, Gewehre und Pulver eintauschen.

Den Ort der Ernte verläßt der Araber vor dem kommenden Frühjahr nicht mehr. Im November, kurz vorher, ehe die Regenzeit eintritt, macht er Gräben um seine Zelte und errichtet vor diesen niedrige Wälle von Erde und Steinen, um sich vor Wasserfluthen zu schützen. Seine Heerden läßt er durch seine Weiber und Kinder auf die Weide treiben, wo sie auch jetzt noch Nahrung finden. Vom Heueinsammeln weiß er wenig oder gar nichts. Er selbst bringt den größten Theil des Tages mit Schlafen zu, und kommt im Mittag die Sonne etwas zum Vorschein, so setzt er sich außerhalb des Dorfes in Gesellschaft und unterhält sich von der Viehzucht oder den Franzosen oder auch vom Bey von Constantine, den er überaus fürchtet.

Diejenigen Araber, die dem Bey untergeben sind, leben ziemlich friedlich beisammen; die freien dagegen sind meistens Räuber und benutzen die Winterzeit

dazu, einander auf einsamen Wegen zu überfallen, auszuplündern und wohl auch zu ermorden. Im Stehlen besitzen sie eine besondere Gewandtheit. Da nämlich der Araber gewöhnlich nur sein Rindvieh bei sich im Zelte hat, die Pferde und Maulthiere aber außerhalb an Pfählen vermittelst Stricke oder Ketten an den Beinen befestigt, so schleichen sich jene Räuber bei Nachtzeit auf allen Vieren herbei, lösen, ohne daß Herr und Hunde es gewahr werden, das Vieh ab, schwingen sich darauf und jagen im Galopp davon. Desgleichen haben sie für die Fruchtbehälter ihrer Nachbarn sehr feine Spürnasen.

Seine tägliche Ordnung hält der Araber auf folgende Weise: In der Regel steht er des Morgens 3 Uhr auf, schöpft, auf dem Boden sitzend und die Beine kreuzweis über einander gelegt, mit der hohlen rechten Hand — die linke gilt für unrein — Wasser, gießt es in die linke und wäscht sich so zuerst beide Hände; dann schöpft er wieder mit der rechten und spült sich dreimal Mund und Nase aus, benetzt auf dieselbe Weise wieder beide Hände, steckt jeden Daumen in ein Ohr und streicht mit den flachen Händen dreimal von der Stirn über den Kopf. Dann gießt er wieder mit der Rechten Wasser in die Linke und wäscht sich den rechten Arm von der Hand bis zum Ellenbug; denselben Liebesdienst erzeigt die Rechte dann auch dem linken Arm, und wie diese werden endlich auch die Beine gewaschen. Hiernach verrichtet er sein Sally stehend und mit kreuzweis übereinander gelegten Händen, nach dreimaliger Verbeugung und dreimaliger Berührung der Erde mit der Stirn.

Die Araber haben keine Bethäuser; sie beten gemeinschaftlich unter freiem Himmel. Der Platz, wo dieß geschieht, muß rein und darf nicht mit Urin

beschmugt sein. Auch beten sie, wie alle Moslemen, nie anders, als nach Sonnenaufgang gewendet. Der Verheirathete darf nie beten, bevor er sich mit Wasser gewaschen hat; da hingegen der Ledige beim Mangel des Wassers sich auch eines reinen Sandsteines bedienen darf, über welchem er mit der Rechten die Bewegung des Wassers schöpfens macht. Die geringste Verunreinigung seiner Kleider mit Blut oder Urin macht das Beten unmöglich. Muß er es wegen Wassermangel oder Krankheit mehrere Tage aussetzen, so ist er gebunden, das Versäumte nachzuholen.

Nach dem Gebet schläft er bis gegen 10 Uhr, steht dann wieder auf und frühstückt. Das Frühstück besteht in Kuchen, der in einer Pfanne gebacken und einen Zoll dick ist. Die Wohlhabendern bereiten ihn aus Weizenmehl und Butter, die Aermern aus Gerstenmehl und Olivenöl. Dazu trinken sie Buttermilch, und essen Datteln oder getrocknete Feigen. Sodann nimmt er gewöhnlich ein kleines Geschäft vor; z. B. er dreht Stricke aus Binsen, die er erst mit einem hölzernen Hammer klopft. Sie sind sehr fest, solange sie jung und grün sind, und ergeben hanfene. Außerhalb der Thore von Constantine sieht man besonders Blinde und Gebrechliche mit diesem Strickflechten unter Pfeifen und Singen beschäftigt. Oder er fertigt große Netze (Schipka) zum Futterholen, oder Matten (Fresch) zur Bedeckung der Fußböden. Zur zwölften Stunde schreitet er wieder zum Waschen und zum Gebet, und nun legt er sich wieder bis drei Uhr schlafen, worauf er zum dritten Male betet. Jetzt setzt er sich auf's Maulthier und holt Futter für sein Vieh. Um 5 Uhr bringt er seine Pferde und Maulthiere zur Tränke, und hängt ihnen außerhalb des Zeltes einen Beutel mit Gerste über den Kopf, ebenso wie unsere

Dakonomen, worauf sie Gras zu fressen kriegen. Erst frisst das Vieh, und dann ist der Herr. Er setzt sich auf die Matte, und seine Frau bringt ihm in einer hölzernen Schüssel mit hohem Fuße sein alltägliches Gericht, den beliebten Ruscusu. Es ist eine Mehlspeise, welche die Frau folgender Art bereitet: In eine zwei Fuß breite hölzerne Schüssel streut sie ein wenig Mehl und bespritzt es mit einigen Tropfen Wassers. Dann reibt sie es, nur sanft drückend, mit den Ballen beider Hände und schüttet zu wiederholten Malen ein wenig Mehl und Wasser zu. So entstehen durch das lange Reiben kleine Körner, gleich dem Hirsen. Hierauf wird ein gewöhnlicher Kochtopf mit Wasser gefüllt, auf's Feuer gesetzt, und sobald es kocht, ein anderes Gefäß, dessen Boden fein durchlöchert ist, darauf gesetzt, so daß es genau paßt. In dieses obere Gefäß kommt nun der Ruscusu und wird mit einem Deckel oder Tuche zugedeckt. Nach Verlauf einer halben Stunde ist er von den hindurchströmenden Wasserdämpfen gar gekocht; der Topf wird abgehoben, die Speise in ein hölzernes Geschirr gethan, mit den Händen aufgelockert und mit Honig, Butter und dicker Milch oder mit Del und Fleischbrühe geschmelzt. Dieses Gericht haben selbst die französischen Leckermäuler sehr wohlschmeckend gefunden.

Die Araber bereiten noch eine andere angenehme Speise (Cranina) aus Disteln. Diese Distel hat einen $1\frac{1}{2}$ Fuß hohen Stengel mit einer dicken Blume und langen Stacheln; sie dient besonders den Kameelen zur Nahrung. Die Blumen haben fleischartige Kerne, welche herausgeschnitten, abgekocht und mit einer Sauce von Butter zubereitet werden. Außer den Zwiebeln kennt der dortige Bewohner keinerlei Art Gemüse; er versteht aber durch Hinzuthun verschiedener gekochter

Kräuter seinen gewöhnlichen Speisen einen pikantern Geschmack zu geben.

Nach dem Abendessen um die sechste Stunde geht der Araber wieder ans Gebet. Hierauf kommt die Familie zusammen, macht Feuer an und reinigt sich vom Ungeziefer, womit sie der wollenen Kleider wegen sehr geplagt ist. Zwei Männer halten die Kleider Stück für Stück über das Feuer und klopfen sie mit Stöcken aus. Dann setzt man sich um das Feuer herum und unterhält sich bis 8 Uhr Abends, wo sie zum letzten Male beten und sich zur Ruhe begeben.

Der arabische Landbewohner ist in der Wahl einer Frau bei weitem weniger gebunden, als der Städter. Sie besuchen sich gegenseitig in ihren Zelten, sehen und lernen ihre Weiber und Töchter kennen. Sagt einem heirathslustigen Manne ein Mädchen zu, so sucht er mit dem Vater derselben einen Handel zu treffen. Ist er mit diesem einig, so kauft er der Braut einen Anzug, nämlich ein Hemde von weißem baumwollenen Zeuge, ein ordinäres Kleid mit sehr weiten Ärmeln (Cantora) und ein Haith, ein 6 bis 7 Ellen langes Tuch, gewöhnlich weiß oder roth gestreift, welches über beide Schultern geworfen, um den Leib herumgewunden und mit silbernen Nadeln befestigt wird. Ohne diese Kleidung würde die Braut ganz nackt aus dem Hause ihres Vaters gehen. Ein Paar Tage nach der Ein-
 kleidung führt der Bräutigam ein Maulthier, auf welchem mit einem rothen wollenen Haith ein Sitz gemacht ist, vor ihr Zelt, setzt sie darauf und verhüllt ihr mit einem weißen Tuche Kopf und Gesicht. Unter Begleitung ihrer Eltern und Freunde geht nun der Zug nach dem Duar oder Zelte des Bräutigams. Auf halben Wege kommen ihr die Verwandten des Testern entgegen und schließen sich unter Freuderufen und

Pistolen- und Gewehrscüsse dem Zuge an. Es wird nun in einem geräumigen Zelte Platz genommen und sich mit Essen und Trinken erlustigt, wobei die Weiber zwar allein, aber doch so sitzen, daß sie sehen und gesehen werden können. Am Abend verfügt sich die ganze Gesellschaft außerhalb des Dorfes, wo bei mehreren Feuern die halbe Nacht hindurch getanzt wird. Es tanzen aber nur die Weiber; die Männer sehen im Kreise zu und schießen mit Patronen ohne Kugeln nach den Füßen der Tänzerinnen, worüber diese ein lautes Freudengeschrei erheben. Die Tänze bestehen in Bewegungen vor und gegeneinander und nach allen Richtungen; dabei machen sie mit seidnen Taschentüchern, deren sie in jeder Hand eines haben, mannichfaltige Gestikulationen und besonders nach Augen und Mund, um Freude oder Trauer auszudrücken. Nach Mitternacht ist die Hochzeit vorüber; der Araber führt seine junge Frau in sein Zelt und übergibt sie seiner Mutter oder den schon erkaufte Weibern zur Erlernung des Haushalts.

Der Beschäftigungen gibt es hier für sie, während der Mann auf der Bärenhaut liegt, sehr viele, weshalb ein Weib allein ihnen nicht gewachsen ist. Mit Tagesanbruch werden die Kühe und Schaaf gemolken; dann beginnt die eine zu buttern, die andere räumt das Zelt aus, die übrigen treiben das Vieh vor den Hirten. Die Zubereitung der Butter geschieht auf folgende Art: An einem, mit einem Haken versehenen, dreischenklichen hölzernen Gestelle, das ungefähr Manneshöhe hat, wird eine getrocknete rohe Ziegenhaut, in welcher die frischgemolkene Milch sich befindet, vermittelst Stricke an deren vier Füßen aufgehängt. Die Frau stellt sich vor das Gestell, faßt den Hals der Haut, schaukelt sie fortwährend hin und her, und so

entsteht in Kurzem die Butter. Diese, so wie auch die Buttermilch, ist nie ganz rein, sondern durch die Ziegenhaare verunfäubert; aber der Araber hat auch keinen Ekel, und nur ein wenig gereinigt, ist oder verkauft er die Butter. Hierauf setzen sich zwei Weiber hinter den Webstuhl, um für den Mann, für sich und die Kinder Zeug zu weben. Der Webstuhl steht aufrecht; ein Theil der Fäden wird daran festgespannt, die übrigen mit den Fingern eingeflochten und mit einem Holze festgeschlagen. Zu gleicher Zeit sitzt ein viertes Weib außer dem Zelte, spannt zwischen vier Pfählen wollene Fäden aus und webt so das Zeug, aus welchem die Zelte gefertigt werden. Noch andere bereiten das Frühstück für den Hausherrn und die ganze Familie, und nach diesem beschäftigen sich zwei mit der Bereitung des Leibgerichts, und die anderen nehmen ihre Mühlen zur Hand und beschaffen das nöthige Mehl. Gegen 4 Uhr Nachmittags gehen zwei, um Holz zu holen, was sie aber selten finden und sich mit Röhdreck begnügen müssen, den sie, um ihn brennbar zu machen, erst an der Sonne trocknen. Eine der Frauen beschäftigt sich mit dem Einbaken, Anbinden und Melken des Viehes, eine andere spinnt wollenes Garn. Hierzu bedient sie sich einer Spindel mit einer kleinen hölzernen Scheibe, womit erstere zum Drehen gebracht wird. Unter dem Arme hält sie einen mit Wolle umwickelten Stoc, zieht einen Faden aus der Wolle, legt ihn um die Spindel dreht sie auf ihrem Oberbeine und läßt sie von sich ab nach unten laufen, und indem sie den Faden langsam aus der Wolle nachzieht, entsteht ein fester Faden. Nach dem Abendessen begeben sich die Weiber wieder an ihre frühern Arbeiten, weben und spinnen bis in die Nacht.

Die arabischen Weiber kennen keine Vergnügungen oder öffentliche Zusammenkünfte außer bei Hoch-

zeiten und der Todesfeier eines Verwandten, wo sie an seinem Grabe zusammenkommen, sich mit Roth das Gesicht beschmieren, es zerkratzen und durch Schreien und Wehklagen ihren Schmerz äußern. Sie verlangen auch nicht nach Zerstreuungen; ihr Vieh und ihr Haushalt sind ihnen Alles. Außerlich leben sie mit einander in Frieden, und wenn einmal ein Streit entsteht, so weiß ihn der Mann sehr schnell beizulegen. Die Ehefrauen eines und desselben Mannes sind nämlich höchst eifersüchtig auf einander, besonders die ältern auf die jüngern, wenn sie mehr geliebt und ihnen vorgezogen werden. Sie lassen aber ihren Gram nicht laut werden, sondern suchen durch geheime Mittel die verlorne Gunst wieder zu gewinnen. Sie wenden sich nämlich an einen Taleb, klagen ihm ihren Kummer, und dieser schreibt ihnen einen Zettel den sie entweder verbrennen und die Asche dem ungetreuen Ehemann zu trinken geben, oder auch ihm oder sich selbst anhängen. Dieses Rezept kostet eine Wenigkeit, und die Weiber wissen manchen Fall zu erzählen, wo es wirklich geholfen hat. — —

Vierzehntes Kapitel.

Lebensart und Beschäftigungen der Kabailen.

Der Kabail, Bewohner des Atlas-Gebirges, ist durch seine Gesichtsbildung, Tracht, Lebensart und Geschäfte vom Araber, Mauren und Türken sehr verschieden. Von Gesicht ist er mager und von schwärzlich-

gelber Farbe. Sein Anzug ist eine wollene Cantora und ein schmutzig-weißer Burnuß, seine Fußbedeckung ein Paar Sandalen von rauhem Leder; die Beine umwickelt er bis ans Knie mit alten Lumpen und bindet dann die Sandalen mit den sogenannten Strümpfen fest. Er trägt eine schmutzigrothe Mütze und unter derselben eine weiße, die einige Zoll breit hervorsieht. Der Araber dagegen ist von weißer Gesichtsfarbe und in seiner Kleidung reinlicher als der Kabail, weil er selbst wenig arbeitet. Er trägt im Sommer ein baumwollenes Hemd mit einer Cantora von demselben Zeuge darüber, die unten mit rothem Bande eingefast ist; darüber windet er einen mit Seide durchwebten, feingewollenen Haik und über diesem trägt er einen oder zwei Burnuß, von denen der untere weiß und fein, der obere grob und von weißer oder aschgrauer Farbe ist. Seine Schuhe sind von schwarzem oder rothem Schaafleder. Er trägt ebenfalls eine rothe Mütze, und, um sie steif zu machen, mehrere weiße darunter; um diese windet er einen weißen, braunen oder schwarzen kameelhäarenen Strick von $\frac{1}{2}$ Zoll Dicke. Der Maure ist entweder von schwarzer oder gelber Farbe; seine Kleidung ist der arabischen gleich; doch trägt er keinen Strick, sondern ein braunes oder schwarzes, zollbreites Band um den Kopf, und statt der gewöhnlichen Schuhe gelbe oder rothe Halbstiefeln. Der Türke ist von derselben Gesichtsfarbe, wie wir; seiner Nationalsitte getreu, trägt er eine rothe Mütze mit einem Turban von beliebiger Farbe, kurzen Hosen mit einer Jacke, die enge Aermel hat, und über welche er zwei Westen zieht, an den Füßen rothe oder schwarze Schuhe. Er wohnt größtentheils in den Städten und nur hie und da findet man einen, der Ackerbau treibt. Die Reichen sind Kaufleute, die Aermern leisten Militairdienste. Die mit den Türken blutsverwandten Kulugli

sind ihnen an Gesichtsfarbe und Bildung und Tracht ganz gleich. Sie waren die treuesten Anhänger und Beschützer des Achmed Bey.

Der Kabail bewohnt reinliche Dörfer und Städtchen, die nicht in den Thälern, sondern auf den Gipfeln der höchsten Berge liegen. Sie sind auf europäische Art und von Steinen gebaut und rings mit Gärten umgeben, die mit den herrlichsten Südfrüchten prangen. Daher sehnt sich der Kabail eben so enthusiastisch, wie der Schweizer, nach seiner Heimath. Sein größter Reichthum sind die Olivenwälder, deren alle Thäler voll sind. Sobald die Oliven anfangen sich zu schwärzen, werden sie von den Bäumen abgeschlagen und von den verschiedenen participirenden Dorfschaften aufgelesen. Vor jedem Dorfe (Dasktra) befinden sich auf einem geräumigen Plage zwei bis drei Pressen; um diese sind dann alle Unverheiratheten, männlichen und weiblichen Geschlechts, beschäftigt. Es sind ihre Feiertage, die mit Tanz und Musik sehr lustig beschloffen werden. Das Olivenöl, frisch gepreßt, ist sehr dick, dunkelgrün und hat einen angenehmen süßen Geschmack. Sowohl frisch als auch geläutert wird es in Ziegenfelle geschüttet und auf Maulthieren in die entferntesten Gegenden transportirt und verkauft. Es heißt dort zu Lande Kabaili und wird zu allen Speisen verwendet. Von diesem wohl zu unterscheiden ist das Siesni, welches von einer Art bitterer Oliven gewonnen wird, hell und von unangenehmem Geschmack ist und bloß zum verbrennen dient. Von den süßen Oliven sammeln die Kabailen im Sommer viele grüne; sie werden mit einem Messer kreuzweis eingeschnitten, in warmes Salzwasser gethan und, wenn sie einige Zeit darin angezogen, gegessen; der Geschmack ist angenehm = bitter.

Der Kabail treibt auch starke Bienenzucht, wozu er sich länglicher Körbe von Weide oder kleiner aus Erde gebauter Häuser bedient. Die Körbe legt er hinter seine Wohnungen und die Bienen ziehen von selbst hinein. Die Erbhäuser sind ungefähr 3 Fuß hoch und 2 Fuß breit, inwendig mit Scheidewänden versehen und in Kammern eingetheilt, und werden außerhalb des Dorfes in blumenreichen Gegenden gebaut. Sieht der Kabail, daß die Bienen sich hinreichend gesammelt haben, so zerschlägt er das Haus, nimmt Honig und Wachs heraus und verkauft beides nach der Stadt. Der Honig schmeckt sehr gut und findet sich in großer Menge.

Die Kabailen sind überhaupt allen dortigen Stämmen an Intelligenz und Erfindungskraft weit überlegen. Sie verfertigen gute Gewehre, die sechs bis sieben Fuß lang sind und keinen runden, sondern achteckigen Lauf haben. Der Schaft reicht bis zur Mitte des Laufes; die Kolbe ist eckig abgeschnitten und gewöhnlich mit kleinen Steinen oder Perlen von verschiedener Farbe, so wie auch der Fuß mit Messing oder schönem Holze ausgelegt. Mit dem Rohr ist der Schaft durch 8 bis 10 silberne Ringe verbunden. Das Schloß ist wie das unserige construirt; doch ist die Pfanne länglich; und der Pfamendeckel 2 bis 3 Zoll breit und mehrmals in der Länge eingefeilt, um besser Feuer zu geben. Der Hahn ist von derselben Größe und faßt einen Stein, der zwei, auch drei Zoll ins Geviert hat. Obschon diese Gewehre sehr schwer sind, so vertauschen sie dieselben doch ungern mit europäischen, denen sie, der feinen Arbeit wegen, keine lange Dauer zutrauen. Ebenso verfertigen sie auch ihr Pulver selber; es ist sehr grob, nicht gleichförmig gekörnt, und schon deshalb, weil sie das Salpeter von seinen erdigen

Theilen nicht zu reinigen verstehen, von geringer Kraft.

Sie sparen auch keine Mühe, ihre an Erzen reichhaltigen Gebirge auszubeuten. Ein vornehmer Kabail zeigte mir eine Menge Silberstangen von 14 bis 16 Zoll Länge, die er selber hatte graben und schmelzen lassen. Es gibt viele Falschmünzer unter ihnen, die besonders spanische und französische Thaler sehr täuschend nachmachen und als baare Münze bei Arabern und Mauren einschmuggeln.

Das Hauptvergnügen des Kabailen ist die Jagd, besonders auf wilde Schweine und Tiger. Die erstern verkauft er an die Franzosen, die letztern sucht er sich nur vom Leibe zu schaffen. Er streicht am Tage mit Gewehr und Messer im Gebirge umher, und findet er das Lager eines Tigers, das er genau kennt, so besetzt er des Abends sein Gewehr im Gebüsch, hängt vor die Mündung ein Stück Fleisch und zieht durch einen dahinter befindlichen Ring, den er mit dem Fleische verbindet, eine Schnur an den Abzieher des gespannten Hahns. Den Erfolg abwartend, geht er dann ruhig nach Hause. Kommt nun der Tiger vom Raube zurück, so wittert er sogleich das Fleisch, eilt gierig darauf zu, packt es mit vollem Rachen und so, den Hahn des Gewehrs mit dem Fleische zugleich ziehend, erhält einen Schuß durch den Kopf und stürzt todt zur Erde. Bei Tage kommt der Kabail zurück, zieht ihm die Haut ab und verkauft sie an die Franzosen oder nach Constantine.

Im Schießen übt sich der Kabail von Kindesbein an, und selten entgeht ihm das Wild, welches er verfolgt. Daher läßt sich der Araber ungern mit ihm in einen Krieg ein. Er ist sehr leicht gekleidet, wenn er ins Feld zieht. Außer dem Heiß, den er am Kopfe

befestigt und um den Leib wickelt, trägt er nur noch die kleine rothe Mütze, oder geht ganz baarhäuptig und läßt vom Wirbel des Kopfes einen langen Zopf wild herunterhängen. Sein Gewehr nimmt er über die Schulter und steckt sein Messer und seine Pistolen in eine Schärpe, die zugleich zur Festhaltung der Patronentasche dient. Muthig greift er den Feind an, begleitet von den Belbern, die auf Trommeln schlagen und ein furchtbares Geschrei machen. Er kämpft nie haufenweise; sondern einzeln als Tirailleur eilt er vor und weiß sich durch schnelle und sehr geschickte Wendungen große Vortheile zu erringen. Muß er fliehen, so feuert er vorher ab, ladet im Laufen wieder, macht Kehrt und legt sich der Länge nach auf den Rücken. In dieser Lage bringt er den linken Fuß über den rechten, schiebt den Lauf des Gewehrs zwischen den großen und die andere Zehe und observirt so den Feind, bis er ihn in Schussesweite hat; jetzt drückt er ab, wobei er selten seinen Gegner fehlt, springt schnell auf und läuft eine Strecke weit davon. Ich war oft Augenzeuge, daß zwanzig bis dreißig auf einen Rabail feuerten und doch nicht im Stande waren, ihn zu erlegen. In der Ebene haben sie nicht gern mit den Arabern zu schaffen, sondern locken sie ins Gebirge, wo sie den Meister spielen. Daher bauen sie auch ihre Dörfer auf die Gipfel der Berge, um vor Ueberfällen gesichert zu sein. Sollte ein Feind sich ihren Wohnungen nähern, so rufen sie sich von einem Berge zum andern zu, und in kurzer Zeit steht alles unter den Waffen.

Die Dörfer sind alle mit Mauern umgeben und bilden gute Festungen, wenn der Feind ohne Kanonen attackirt. Selbst in Feldzügen, gegen die Franzosen beweisen sie den größten Muth und Geschicklichkeit. Hau-

fenweise kriechen sie bei Nachtzeit auf Händen und Füßen unter die französischen Blockhäuser und suchen sie mit Schulter und Rücken über den Haufen zu werfen. Meines Wissens ist ihnen dies Attentat noch nicht gelungen; aber sie kriechen auch zwischen die Blockhäuser und ermorden die dahinter wohnenden Kotonisten. Sie theilen sich gewöhnlich in zwei Hälften, die eine zu Fuß, die andere zu Pferd; die letzteren lagern sich außerhalb der französischen Linien, und decken den andern, wenn sie von den Franzosen verfolgt werden, den Rückzug, der trotzdem, daß von allen Blockhäusern nach ihnen mit Kanonen geschossen wird, nur langsam vor sich geht. Sie vertheidigen sich bis in ihre Gebirge, und hier sind sie sicher, weil der Franzos sie nicht weiter verfolgt.

Unter ihnen selbst entstehen oft kleine Gefechte, die aber nicht mit den Waffen ausgekämpft werden. Sie rotten sich in Haufen zusammen, stellen sich einander gegenüber und bewerfen sich mit Steinen. Dies dauert so lang, bis mehrere von einer Partei todt oder verwundet liegen bleiben. Gewöhnlich sind es die Bewohner benachbarter Dörfer, die einer Kleinigkeit wegen solchen Streit veranlassen. Die Weiber tragen dabei ihren Männern die Steine zu und befeuern ihren Muth.

Es gibt unter den Kabailen eine ärmere Klasse, die, weil sie keine Lust zur Arbeit hat, hundertweis in die militairischen Diensten des Bey tritt. Dieser engagirt alle ohne Ausnahme, jung und alt, gesund und verkrüppelt. Bringen sie einen Anzug mit, dann gut für sie; denn der Bey liefert ihnen keine Kleider, sondern nur ein altes Gewehr, dessen Werth ihnen nach und nach von ihrem monatlichen Gehalte von 4 Rial abgezogen wird. Ueberhaupt sind die Truppen des

Bey sehr schlecht auf militairischen Fuß gestellt; sie haben keine Uniform, sondern ein jeder trägt, was er hat, der eine ein gutes und reinliches, der andere ein zerlumptes und schmutziges Kleid; der eine zieht mit Gewehr, Pistolen und Yatagan, der andere, der sein Gewehr vielleicht schon verkauft hat, mit nichts als einem Knüttel ins Feld. Das Militair erhält nicht eher Pulver, als unmittelbar vor einem Angriffe, und da es in Constantine sehr theuer ist, so trägt es dem Mann nicht mehr als 10 Patronen; sind diese verschossen, so wird mit dem Säbel eingehauen.

Selten bleibt der Kabail lange in den Diensten des Bey; sondern wenn er einige Schlachten mitgemacht und eine hübsche Zahl Köpfe abgeschnitten, welche sehr gut honorirt werden, so bewaffnet er sich selbst vollkommen, und verläßt zu 20 bis 30 die Dienste des Bey und geht zu den Franzosen über, denen er sehr willkommen ist. Hier werden sie auf türkische Art eingekleidet und bilden eine besondere, wohlhabilitirte Truppe. Die Meisten desertiren auch hier wieder mit all ihrem Zeuge, rauben, was sie bekommen können, noch dazu und gehen unter falschem Namen zum Bey zurück. Da die Bande des Bey weder Offiziere noch sonstige Oberen hat, so ist es ihnen leicht, unerkannt zum zweitenmal einzutreten. Oder sie erzählen, wie sie von den Franzosen gefangen und gezwungen worden, ihnen zu dienen, welche Erfahrungen sie unter den Regern gemacht, bringen auch wohl französische Waffen mit, die ihnen gut bezahlt werden, und beugen den Bey auf alle mögliche Art. So brachten eines Tages mehrere Kabailen sechs Train-Pferde nach Constantine und erzählten dem Bey, daß sie dieselben den Franzosen von der Weide gestohlen hätten. Es waren austrangirte Pferde, die sie um ein Billiges

gekauft und nun der Seltenheit wegen vom Bey mit 300 Rial bezahlt erhielten. — Ein anderer Kabail erzählt ihm, wie martervoll die Franzosen die gefangenen Muhammedaner hinrichteten; er selbst habe es mit seinen Augen gesehen, daß den gefangenen mehrere kleine Schlangen auf Brust und Bauch gesetzt worden wären, welche sie durch Blutaussaugen bis zum Tode marterten. Dem Bey kam es unwahrscheinlich vor, er ließ mich rufen und frug mich im Beisein des Aufschneiders, ob dieß sich so verhielte? Ich begriff die Lüge sogleich und berichtete, daß diese kleinen Schlangen nichts als Blutegel wären, welche von den Aerzten den am Magen leidenden Kabailen verordnet würden, um ihnen das überflüssige und unnütze Blut auszusaugen. Der Bey fand dieß einleuchtend, ließ den Kabailen festsetzen, und, da er ihn für einen Spion hielt, nach einigen Tagen hinrichten.

Haben die Kabailen auch jetzt wieder etwas vor sich gebracht, so desertiren sie zum drittenmal, kehren aber nicht wieder zurück. Alle Bemühungen des Bey, der Deserteure habhaft zu werden, sind umsonst. Denn die Gebirge gehören nicht mit zum Beylik, und nur die Marabuts ziehen daselbst einen kleinen Tribut. Der Bey fürchtet sich, es mit den Kabailen zu verderben, und führt nie mit den Arabern Krieg, ohne ihrer Neutralität gewiß zu sein.

Wiewohl der Kabail selbst in seiner Kleidung nicht sehr reinlich und kein Freund von Kleiderluxus ist — einem vom Vater getragenen Rock weißen Kinder und Kindeskinde nach hundert Jahren noch auf, setzen Flicker, auf Flicker, bis derselbe vom Leibe fällt; und sogar dann wird er nicht als unbrauchbar verworfen, sondern auf einem Suf verkauft, wo sich immer noch ein Marabut als Liebhaber dazu findet — so liebt er doch in seinem Hause die größte Reinlichkeit und an

seinen Frauen etnigen Puß. Die Wohnungen sind bequem eingerichtet und haben einen mit einer Mauer umschlossenen Hofraum, der zum Aufenthalte des Viehes dient. Da sie nur wenig Viehzucht treiben, so halten sich ihre Frauen immer sehr sauber. Diese sind, wie die der Araber, gekleidet; aber außer dem Haith tragen sie noch ein Hemd nebst einer Kantora von baumwollenem Zeug, und über den Knöcheln und um die Arme große silberne Ringe, die oft handbreit sind. Den Kopf pußen sie mit zwei, von blauwollenem Garne geflochtenen Zöpfen, die auf beiden Seiten herunterhängen, und an diese befestigen sie zwei große, mit Perlen gezierte, silberne Ringe, die über den Ohren hängen. Ihre Gesichtsbildung ist schöner, als die der arabischen Frauen, dennoch aber gehen sie nicht, wie diese verschleiert, sondern mit offenem Gesichte in- und außerhalb der Wohnung umher. Die Rabailen besuchen sich in ihren Häusern ohne die geringste Zurückhaltung und zeigen keine Eifersucht, wenn ein Anderer sein Weib sieht oder unterhält. Auf die Erziehung der Kinder sind sie sorgfältiger bedacht, als die Araber; sie haben Schulen, in denen die Marabuts Religion, Lesen und Schreiben lehren. Ihre Söhne lassen sie Handwerke lernen und schicken sie zu diesem Behufe häufig nach Constantine oder Tunis.

Funfzehntes Kapitel.

Lebensart und Beschäftigungen der Mauren.

Die Mauren (Moro) sind die Bewohner des heißen Landes Sahara, welches mit der südlichsten

Gebirgskette des Atlas beginnt und sich in eine unermessliche Sandwüste verläuft. Das Land hat sehr wenig Quellen, so daß man 6 — 7 Stunden laufen kann, ohne seinen Durst zu löschen, und ist theils mit einem niedrigen Kraute, theils mit einem hohen, aber sehr scharfen und harten Grase versehen, welches vom Vieh nicht gefressen wird. Nur die wenigen Stellen, wo es Quellen gibt, haben auch gutes Futter und sind bewohnt. Die letzten Thäler vor der großen Wüste sind reich an Ueberresten alter Städte und einzelner Gebäude, an denen man noch viele Steine mit römischen Inschriften entdeckt. Jenseit des Gebirges findet man noch einige kleine bewohnte Städtchen, wie Lipsa und Biscara. In dieser Gegend herrscht der verheerende Samum. Die Ankunft dieses heißen Sandwindes erkennt man schon zuvor an einer erstickenden Schwüle; man sieht ihn in der Ferne sich als förmliche Staubwolke erheben und in der Ebene fortwälzen. Dann werfen Menschen und Vieh sich mit dem Gesicht auf die Erde und verharren 15 — 20 Minuten in dieser Lage, bis er vorüber ist. Auch findet man hier schon den Vogel Strauß; mehrmals brachten die Mauren junge Strauße von 4 — 5 Fuß Höhe dem Ahmed Bey zum Geschenk.

Die Sahara ist zum Theil frei und ohne Herrn, zum Theil hat sie Scheikhs, die von den Unterthanen selbst gewählt werden. Ein vom Bey eingesetzter war der Scheikh der Araber, ein Schwager des Bey, der auch späterhin mit ihm die Flucht nahm.

Die Mauren wohnen theils in Zelten, theils bauen sie sich auch Hütten von Steinen und Erde. Ihr Reichthum besteht in Kameel- und Schafheerden und in Dattelwäldern. Sie treiben keinen unbedeutenden Handel mit Wolle und Datteln, die sie in Karavanen

von 2 — 300 Kameelen nach Tunis und Constantine transportiren. Feldfrüchte ziehen sie nur soviel, als zu ihrem eignen Bedarf nöthig ist. Ihre Kameele ersetzen ihnen den Abgang des Rindviehs; sie benutzen ihre Milch, essen ihr Fleisch und brauchen sie zum Lasttragen. Die Milch ist fett und von sehr brennendem Geschmack, infolge der Disteln, welche die Kameele fressen. Das Fleisch ist sehr mager, hellroth und muß sehr lange gekocht werden, ehe es genießbar wird; an Geschmack ist es ganz dem Pferdeleische ähnlich. Die Datteln werden, sobald sie reif und gepflückt sind, ihrer Weichheit und Fettigkeit halber an der Sonne gedörret, oder auch frisch in Ziegenfelle fest eingedrückt, mit schweren Steinen belastet und sonach verkauft. Es gibt auch Eichenbäume daselbst, deren Eicheln ganz wie die unserigen geformt sind, aber einen viel besseren Geschmack haben. Grün schmecken sie etwas herb; wenn sie aber in irdenen Pfannen über Feuer geröstet werden, so erhalten sie einen nußähnlichen Geschmack.

Der Maure baut ein Kraut, das von Türken und Arabern stark geraucht wird, es heißt Kief und ist unserm Hanfe nicht unähnlich, mit theils langen, theils kurzen Blättern, von denen aber nur die letztern benutzt werden. Die Stengel werden im Herbste ausgerauft, getrocknet und so in größern oder kleinern Quantitäten verkauft. Die Raucher rupfen jedesmal die kleinen Blätter ab, schneiden sie mit einem Messer ganz fein, hacken sie und vermischen sie mit einem wenig ebenfalls gehackten Tabacke. Zum Rauchen dieses Kiefs bedient man sich eines, einen Fuß langen dünnen Rohres mit einem Pfeifenkopfe von der Größe eines Fingerhutes. In den Kaffeehäusern zu Constantine setzen sich die Gesellschaften in einen Kreis; einer

nach dem andern thut aus demselben Rohre zwei bis drei Züge, schluckt den Rauch hinunter und strömt ihn nicht eher wieder aus, bis die Reihe wieder an ihn kommt. Von einem Paar solcher Pfeifen wird die ganze Gesellschaft wie berauscht und versinkt in festen Schlaf. Ich meinesorts habe mir oft müssen vorwerfen lassen, daß wir Europäer gar nicht zu rauchen verständen, und es kam mir hart an, dem Kief selbst und der Art, ihn zu rauchen, einigen Geschmack abzugewinnen. Die dortigen Weiber rauchen zwar nicht; eine jede aber führt eine Dose mit Schnupftaback, den sie nicht in die Nase, sondern, wie Primeln in den Mund nehmen. Den Schnupftaback verfertigen sie sich selbst; sie stopfen nämlich die Tabacksblätter mit einem keilförmigen Holze in irdene Gefäße von der Form unserer Blumenäschel und vermischen die Masse mit etwas Allaun; sodann wird die Brühe abgegossen, und der Taback ist fertig.

Die Gebirge der Mauren sind reich an Salzquellen. Mit dem Salz, welches entweder gekocht oder auch schon von der Sonne getrocknet gefunden wird, treiben sie einen bedeutenden Handel, sowie auch mit dem Salzbrunnen, den sie in zwei Centner schweren Steinen nach Constantine senden. Auch bezieht diese Stadt sehr vieles Bauholz ebendaher. Es sind Wachholderbäume von 18 — 24 Fuß Länge und 1 Fuß Dicke. Das Holz ist außerordentlich schwer und dauerhaft, und nimmt, je länger es im Bau steht, an Zähigkeit zu. Auch ist dieses Gebirge der Wohnsitz der Löwen, die man hier in Rudeln von 30 — 40 Stück beisammen sehen kann. Es wird daher in der Regel von den Mauren nicht bewohnt, sondern dient nur den vom Bey Verfolgten zum Zufluchtsort. Merkwürdig sind eine Menge in Felsen gehauener Höhlen,

in welchen sich noch hie und da alte Münzen finden. So brachten die Mauren dem Bey. einige Male mehrere Silberstücke von länglich-viereckiger Form, deren Gepräge lateinische aber unleserliche Schrift enthielt. Im Volke sind über diese Höhlen und das ganze Gebirge wunderbare Mährchen im Schwange. Unter andern erzählten mir. die Mamlucken, daß sich in diesem Gebirge eine Höhle befände, in deren Hintergrunde man einen großen Haufen Goldes wahrnähme, dem man sich aber nicht nähern könnte, weil am Eingange derselben zwei geharnischte Römer ständen, die mit Schwerter gegeneinander hieben und so den Eingang versperrten. — Es wäre eine der jetzigen Beherrscher von Constantine würdige Mühe, zu untersuchen, ob es nicht vielleicht wirklich eine solche Höhle gebe, vor welcher römische Statuen stehen, welche die Phantasie des Mauren für lebende angesehen habe. — Dieselben erzählten von einer anderen Höhle, in welcher sich ebenfalls große Schätze an Gold und Edelsteinen befänden. In diesen könnte man recht gut gelangen, wenn man aber davon einstecke, so bildete sich am Eingange ein so tiefer Bach, daß man nicht wieder heraus kommen könnte; der Bach aber verschwände in dem Augenblicke, als man die Schätze wieder an ihren Platz legte. Ein Araber hätte es mehrmals versucht, sich von dem Golde etwas zuzueignen, es wäre ihm aber des Baches wegen immer mißglückt. Zuletzt wäre er auf die Idee gekommen, seinen Hund mitzunehmen und demselben mehrere Stücke Gold im Brode zu verschlucken zu geben; dieses wäre auch insoweit geglückt, als er selbst für seine Person wieder herausgekonnt hätte; allein der Hund hätte nicht eher durch den Bach kommen können, bis er das Gold wieder von sich gegeben hätte. — Unter dem, was sie für Wunder ausgeben, war aber auch manches, was nur

ihnen auf diese Weise erschien, z. B. die Lichter, durch welche sie, wenn sie einzeln vom Lager nach der Stadt oder von der Stadt ins Lager geschickt wurden, auf den bekanntesten Wegen irre geworden wären. Mir selbst passirte 1836, als ich zum Bey ins Lager gerufen ward, ein Aehnliches, wobei ich noch durch ein anderes Naturphänomen überrascht wurde:

Gegen Abend vor Sonnenuntergang erstieg ich mit meinen Begleitern ein kleines Gebirge, und oben angekommen, erblickte ich mit Erstaunen einen großen See und dahinter am jenseitigen Gebirge das Lager. Auf meine Frage wie da hindurchzukommen wäre, da unser Weg gerade auf den See zuführte und kein anderer sich sehen ließ, lachten sie laut auf und versicherten, daß dieß kein Wasser sondern eine Ebene sei, die im Winter einen Salzsee bilde, der im Sommer nichts als das trockne Salz zurücklasse. Ich überzeugte mich sogleich darauf selbst davon und fand, daß die ganze Ebene, wie mit einem grünen Flor überzogen war, dessen Substanz, wenn man etwas davon auf die Zunge brachte, einen außerordentlich äzenden Geschmack hatte. Die Nacht überfiel uns, und noch ehe wir das Lager erreichten, wurde mir das Vergnügen zu Theil, gegenseitig auch sie wieder wegen der irreführenden Geister zu belehren. Nachdem wir noch eine Weile geritten waren, erblickten wir vor und neben uns mehrere brennende Flämmchen, die sich im wehenden Winde bald schneller, bald langsamer bewegten, jetzt vergingen und jetzt wieder erschienen. Meine Führer wurden bang und riefen mehrmals vor Angst muhamedanische Heilige an, die besonders gegen Christen große Macht besitzen sollten. Es waren, wie der Leser schon lange gemerkt haben wird, nichts als Irlichter; aber wie ich es auch versuchte, ihr Entstehen und Ver-

schwinden zu erklären, es war mir nicht möglich, meine Führer zu überzeugen. Sie blieben fest bei ihrer vorgefaßten Meinung, daß es Geister früher verstorbener Römer wären, die über ihren Schätzen nicht ruhen könnten, und nannten mich einen Irrgläubigen, weil ich das Gegentheil zu beweisen suchte.

Ueberhaupt ist der Aberglaube unter jenen Völkern sehr groß. Kehrt z. B. der Bey bei sehr schönem, hellem Wetter nach Constantine zurück, so bedeutet dieß ein Mißjahr und Jedermann trauert; geschieht es aber bei recht regnetem Wetter, so bedeutet dieß ein sehr fruchtbares Jahr und Alle sind zufrieden. Nachdem sich der Bey einige Tage ausgeruht, setzt er sich dann mit seinem ganzen Hofstaate zu Pferde und reitet auf das Feld, wo er selbst den Anfang zum Pflügen macht, und worauf sämtliche Dekonomen seinem Beispiele folgen. — In vielen Gegenden auf dem Lande hält man die Fieberkranken für, vom Teufel besessene Menschen, duldet sie in keiner Gesellschaft, schläft mit keinem in einerlei Gemache, sondern bringt sie in ein besonderes Lokal, wo man ihnen Nahrungsmittel bringt, ohne sie jedoch zu berühren, bis sie wieder hergestellt und der Teufel aus ihnen gefahren ist. — Beim Begraben der Todten und beim Schlachten des Viehes haben alle Muhamedaner gewisse Gebräuche, ohne welche diese Handlungen nichtig sind. Den Todten lassen sie nie länger, als eine Nacht in ihrer Wohnung. Den folgenden Morgen wird er gewaschen und mit einem Hemde, einer Hose und einer Mütze mit einem Turban, Alles von weißer Farbe, angethan. Jetzt wird er in ein großes weißes Tuch gewickelt und auf eine Bahre gelegt und bekommt ein Rissen unter den Kopf und ein weißes Tuch über die Bahre. Eines Sarges bedienen sie sich nicht. Acht Träger tragen ihn abwechselnd, mit dem Kopfe voraus,

nach der Ruhestätte. Hier wird er von der Bahre genommen und in eine, nur $1\frac{1}{2}$ Fuß tiefe Gruft gelegt, die rechte Hand unter dem Kopfe, die linke an der Seite ausgestreckt, die Beine krumm gezogen und das Gesicht nach Morgen gewendet. — Das Vieh wird beim Schlachten auf die rechte Seite und mit dem Kopfe nach Osten gelegt. Jeder Genuß des Viehes, das nicht durch's Messer vom Leben zum Tode gebracht, ist verboten. Schießen sie auf der Jagd ein Wild, so eilen sie möglichst schnell darauf zu, um es noch lebend abzuschlachten. Nur die Fische machen eine Ausnahme, welche theils todt theils lebend gefangen werden. Aber eben deshalb ist sie der Muhamedaner nicht besonders gern, und sie bleiben eine Hauptspeise der Judenschaft.

Diese strenge Enthaltfamkeit von den nicht kauscheren Speisen entzieht ihnen manche angenehme Kost. So gibt es in den Ebenen der Araber sehr viele Hasen, und die Gebirge der Rabailen sind voller Gemsen; beide Thierarten aber werden, weil sie lebend nicht zu haben sind, wenig oder gar nicht verfolgt.

le ne fay rien
sans
Gayeté

(Montaigne, Des livres)

Ex Libris
José Mindlin



BRASILIANA DIGITAL

ORIENTAÇÕES PARA O USO

Esta é uma cópia digital de um documento (ou parte dele) que pertence a um dos acervos que participam do projeto BRASILIANA USP. Trata-se de uma referência, a mais fiel possível, a um documento original. Neste sentido, procuramos manter a integridade e a autenticidade da fonte, não realizando alterações no ambiente digital - com exceção de ajustes de cor, contraste e definição.

1. Você apenas deve utilizar esta obra para fins não comerciais. Os livros, textos e imagens que publicamos na Brasiliiana Digital são todos de domínio público, no entanto, é proibido o uso comercial das nossas imagens.

2. Atribuição. Quando utilizar este documento em outro contexto, você deve dar crédito ao autor (ou autores), à Brasiliiana Digital e ao acervo original, da forma como aparece na ficha catalográfica (metadados) do repositório digital. Pedimos que você não republique este conteúdo na rede mundial de computadores (internet) sem a nossa expressa autorização.

3. Direitos do autor. No Brasil, os direitos do autor são regulados pela Lei n.º 9.610, de 19 de Fevereiro de 1998. Os direitos do autor estão também respaldados na Convenção de Berna, de 1971. Sabemos das dificuldades existentes para a verificação se um obra realmente encontra-se em domínio público. Neste sentido, se você acreditar que algum documento publicado na Brasiliiana Digital esteja violando direitos autorais de tradução, versão, exibição, reprodução ou quaisquer outros, solicitamos que nos informe imediatamente (brasiliiana@usp.br).